



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Vierunddreißigster Jahrgang.

N^o 16.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Das Haus mit den zwei Eingängen.

Roman

von

H. Rosenthal-Bonin.

(Fortsetzung.)

Als Rosa auf der Straße war, schlug sie nicht den Weg nach ihrer Wohnung ein. Trotz des Winterwetters ging sie zu den Anlagen nach dem Seemannshaus und schaute von der Anhöhe herab auf den Verkehr am Hafen und das Gewirr der Schiffsmafen im Wasser; ein leiser, kalter, stummer Nebel hüllte alles in weiche Formen und umwob die Ferne mit geheimnisvoll weiträumlichem Dämmer. Rosa stand oben an der Brüstung und blickte in den Nebel, als ob sie dort die wirr sich verflingenden Fäden der Zukunft lösen könnte.

„Ernestine nimmt für Paul Partei.“ sprach sie jetzt vor sich hin, „so werde ich auf Seiten Helmers treten und, was sie als seine Braut thun sollte, ihn dazu hingleiten, daß er sich nicht fortreißen läßt und dieser furchtbaren Versuchung gegenüber standhält, das muß ich nun thun, und wenn ich auch nichts weiter dabei erringe, als daß ich ihn bewahrt habe vor vergeblichem Widerstand, der ihn kompromittiren könnte, so bin ich belohnt genug, und wenn er mir ewig so fern bliebe wie jetzt, seine Ehre ist meine Ehre.“ sprach Rosa fast laut vor Erregung, „und ich will dafür sorgen, daß er sie bewahrt. Was mir ein Recht dazu gibt?“ warf das Mädchen sich selber ein — „das Recht der Liebe, von der er nicht einmal etwas zu wissen braucht. Ich werde als Freundin für ihn handeln.“ Zu diesem Ergebnis in ihren Ueberlegungen gelangt, verließ Rosa die Anlagen und wandte sich der Karlsstraße zu, wo das Wallroden'sche Haus mit seiner Vorderseite und dem Bureau des Advokaten lag. Ruhig und entschlossen stieg sie die breiten Treppen in die Höhe, zog ohne irgend ein Bedenken die Glocke zu Helmers Privatwohnung und meldete dem herauskommenden Diener, daß sie den Advokaten in einer Geschäftsangelegenheit sprechen möchte, jedoch vom Personal der Kanzlei nicht gesehen werden wollte.

Der Diener verschwand und kam zurück mit der Antwort: daß der Herr nur einzutreten bitte, er werde sofort zu Diensten stehen,

und er führte Rosa in das uns bekannte Zimmer mit den Porträts der Wallroden.

Rosa warf einen Blick auf die lebensgroßen Gemälde und erschrak, sie glaubte Paul Roda aus den Rahmen treten zu sehen, nur etwas männlicher und kräftiger und markiger von Gesicht waren Vater und Sohn Wallroden, sonst Zug für Zug, Farbe, Schnitt, Ausdruck der Augen, Nase, Mund, Stirne — alles stimmte fast unheimlich überein.

Jetzt trat Helmer in das Zimmer.

„Das ist mir überraschend und beschämt mich fast wegen des geringen Vertrauens auf meine Galanterie,“ sprach er, „Sie hätten ja nur zu befehlen brauchen, Fräulein, dann wäre ich bei Ihnen erschienen.“

„Ich habe nichts zu befehlen, Herr Wallroden,“ nahm Rosa ernst das Wort. „Ich habe diesen Schritt, von dem weder meine Mutter, noch Herr Hase, noch Ernestine etwas

wissen, gewagt, weil ich glaube, aus alter Freundschaft gegen Sie so handeln zu müssen; es scheint mir dies eine Pflicht, die ich Ihnen gegenüber erfüllen muß, und in diesem Sinne, Herr Wallroden, bitte ich, meine etwas seltsame Anwesenheit hier aufzufassen und meine Worte zu entschuldigen.“

„Sie machen mich wahrhaft gespannt, Fräulein, durch die Heiterlichkeit, mit welcher Sie dies vorbringen,“ antwortete Helmer etwas unsicheren Blickes. „Ich kann Sie nur versichern, daß ich darnach trachten werde, die Anteilnahme zu verdienen. Was haben Sie mir mitzuteilen?“

„Es ist etwas aufgefunden worden, das auf einen Erben des Wallroden'schen Vermögens deutet,“ sprach Rosa ruhig, aber den Advokaten scharf beobachtend.

Helmer verfarbte sich.

„So?“ machte er, mühsam seine Aufregung verbergend. „Darf ich erfahren, was das ist?“

„Ja,“ antwortete Rosa. „Ein Brief von einem Johann Roda, dessen Handschrift übereinstimmt mit der des Johann Wallroden.“

Helmer atmete tief.

„Und wer fand den Brief und besitzt ihn?“ fragte er.

„Herr Hase; ich selbst brachte ihn zufällig in seine Hände,“ gab Rosa, ganz blaß werdend vor innerer Bewegung, zurück.

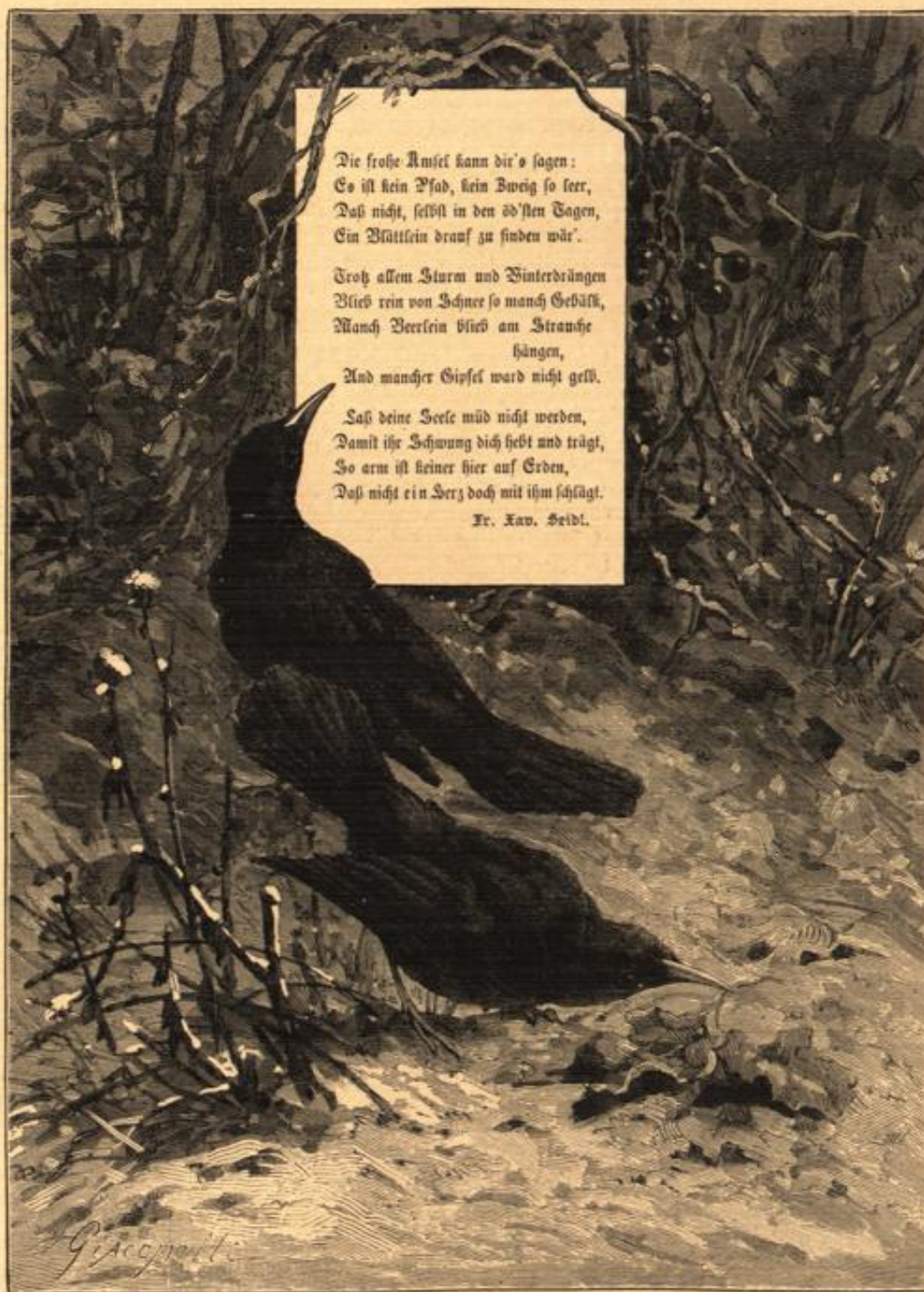
„Herr Hase beschäftigt sich mit Handschriftenkunde,“ warf jetzt der Advokat ein, „und entdeckte die Ähnlichkeit, nicht wahr?“ erkundigte er sich.

„So ist es und ein Irrtum unmöglich, das scheint auch mir so, Herr Wallroden,“ beantwortete Rosa bedeutungsvollen Tons die Frage.

„Auch Ihnen? Aus welchem Grunde, Fräulein?“ forschte Helmer sehr bleich und sehr ruhig.

„Der Brief ist aus Lissabon. Damals hielt sich Johann Roda, der Vater des Kunstreiters, dort auf; es ist erwiesen, daß dies Schriftstück vom Vater jenes jungen Mannes ist, und nun sehen Sie diese Bilder dort an, Herr Wallroden, ist solch eine Ähnlichkeit zufällig?“ schloß Rosa.

„Nein Fräulein,“ begann da-



November. Zeichnung von H. Giacomelli.

rauf der Antwort, „steht in dem Briefe, daß jener Johann Roda seinen Namen Wallroden so umgewandelt?“

„Nein,“ erwiderte Rosa, „der Brief ist nur eine Mahnung in Geldsachen.“

„So beweist dieser Brief demnach nur, daß ein Johann Roda eine Handschrift hatte, die seltsam ähnlich jener des Johann Wallroden ist, wie der Kunststreiter, der Sohn des Mannes, dem Senator und Johann Wallroden. Das sind Zufälligkeiten.“

„Das glauben Sie selbst nicht!“ entgegnete jetzt Rosa erregt.

„Mein Glaube ist die Logik des Juristen!“ äußerte Helmer.

„Und Sie werden darauf beharren?“ warf Rosa schwer atmend ein.

„Das werde ich, mein Fräulein.“

„Und wenn Sie Ihren Ruf dabei aufs Spiel setzen?“

„Wie?“ erkundigte sich Helmer. „Was hat mein Ruf damit zu thun?“

„Herr Wallroden,“ nahm darauf beweglich Rosa das Wort, „Sie wissen schon lange, daß Sie in Paul Roda den Erben, nur durch eine dünne Mauer von diesem Zimmer getrennt, neben sich wohnen haben, und die Pflicht eines so durchaus ehrenwerten Charakters, als den ich Sie kenne, wäre es, zu sagen: „das ist der Gesuchte, und ich will ihm zu seinem Rechte verhelfen.“ Sie wissen, daß dies der Berechtigte ist, und wollen's nicht glauben, das kann ich nicht bei Ihnen vereinen.“

„Ich habe die Pflicht für mich, dies Vermögen zu bewahren,“ hielt der Advokat dagegen, „und werde von dieser Pflicht nicht weichen, bis man mir anderes bringt, als vage Deutungen von Handschriften-Sammlern und das Geltend-machen von Ähnlichkeiten.“

„So werden Sie prozessieren?“ forschte Rosa mit gepreßtem Atem.

„Wenn man mir nicht mehr aufweist als das und darauf Ansprüche begründet, lasse ich ruhig klagen,“ meinte der Advokat.

„Gegen Ihre Ueberzeugung und die Stimme Ihres Gewissens?“ warf Rosa tapfer ein.

Helmer versärbte sich wieder und seine großen Augen sahen einen Moment recht unangenehm starr auf das junge Mädchen.

Rosa bemerkte dies.

„Ich spreche hier nur in Ihrem Interesse, Herr Wallroden,“ ließ sie sich bedenkend Tones vernehmen, „nur aus Besorgnis für Sie; denn man wird es in der Stadt Ihnen sehr übel auslegen, wenn Sie, trotz der Ueberzeugung, daß der Erbe gefunden ist — und diese Ueberzeugung wird bald ganz Hamburg so haben wie ich und Ihre nächsten Bekannten, und niemand Ihnen glauben, daß Sie diese nicht hätten — das Recht jenes Mannes bestreiten,“ schloß Rosa bewegt.

Helmer stützte einen Moment und über sein bleiches Gesicht flog ein bläulicher Schimmer.

„Ich lasse es auf diese Auslegung ankommen!“ sagte er und die Adern auf seiner Stirne schwellen.

„So war mein Versuch, Sie zu warnen und Sie zu einer weniger schroffen Haltung zu bewegen, vergeblich,“ äußerte Rosa mit feuchten Augen. Sie fing an zu schluchzen und brach plötzlich in Thränen aus.

Das überraschte Helmer so und brachte ihn derart außer Fassung, daß er zitterte und bebte.

„Weshalb weinen Sie, wie kann das Sie so bewegen? Ich begreife gar nicht, was Sie für ein Interesse an der Sache haben können!“ rief er erregt und beunruhigt.

„Das Interesse für Ihre Ehre!“ sprach jetzt Rosa, gewaltsam sich fassend. „Das Interesse für Ihre Achtung als Bürger und Advokat hier in der Stadt, der Glaube an die Rechtsschaffenheit Ihres Charakters, von dem ich nicht lassen kann!“ schloß das Mädchen und wandte sich zur Thür, und ehe der Advokat von seinem Staunen sich erholt hatte, war Rosa aus dem Zimmer, und er starrte, rot und blaß werdend, auf die Thür, hinter welcher sie verschwunden.

Helmer Wallroden ging nicht in sein Bureau zurück, er ließ sich auf den alten dunklen Lehnstuhl nieder und stützte den Kopf in seine Hand.

„Ein seltsames Mädchen!“ murmelte er, „wie ihre Stimme mich bewegen kann. Ist dies die gerühmte Macht der Wahrheit? Diese beruht doch nur in Thatfachen, und der Brief ist durchaus kein unanfechtbarer Beweis. Zugestanden, daß die Handschrift Ausfluß des Charakters ist, so kann es, wie ganz ähnliche Charaktere, auch völlig sich gleichende Handschriften geben. Zu der Möglichkeit, welche die Ähnlichkeit des Paul Roda darbietet, kommt jetzt die zweite Ähnlichkeit der Handschrift seines Vaters mit jener des Johann Wallroden. Das sind zwei Möglichkeiten, weiter nichts, auf diese hin wird kein Jurist etwas abtreten. Immerhin ist dieser Brief peinlich in Hinsicht des Geredes der Leute. Da hat das Mädchen ganz recht. Sie ist eine tapfere, muthige kleine Person, und welches Feuer aus ihren Augen strahlte und wie sie die Sache mit dem Herzen aufnahm; es war ihr wahrhaftig ernst um meinen Ruf —“ und Helmer versank von neuem in tiefes Nachsinnen, „aber deshalb die Waffen aus der Hand zu werfen, das wäre feige und nutzlos. Wenn Hase weiter nichts in Händen hat, kann ich beruhigt sein, und er wird mit seiner Handschriftenkunde nicht weit kommen,“ überlegte Helmer und suchte er sich die Bedeutung des Briefes auszulegen, jedoch

sein Gesichtsausdruck strafte das Aufatmen und die Ruhe seiner Worte Lügen; er ging noch sorgenvolleren Blickes in seine Kanzlei zurück und sein Mund zeigte eine tiefe Falte des Mißvergnügens und einer finstern Spannung. Da überraschte ihn Herr Hase, indem er um einige Worte der Unterredung bat.

„Herr Wallroden, ich sehe mich durch besondere Umstände gezwungen, Sie zu bitten, mich aus meiner Stellung zu entlassen!“ begann er bedrückt, jedoch festen Tones.

Helmer's Augenbrauen zogen sich zusammen.

„Des Briefes wegen?“ fiel er ein.

Der Kalkulator sah ihn erstaunt und erschreckt an.

„Sie wissen davon?“ fragte er.

„Ich bin davon unterrichtet!“ antwortete Helmer.

„So werden Sie es begreiflich finden, daß wir unser Verhältnis lösen müssen!“ ließ Herr Hase traurig vernehmen.

„Nein, das sehe ich gar nicht ein!“ erwiderte Helmer.

„Ich bin gezwungen, auf die Seite Ihres Gegners zu treten!“ fuhr der Kalkulator fort.

„Wer übt diesen Zwang aus?“ warf der Advokat ein.

„Meine Ueberzeugung, mein Gewissen!“ sprach Herr Hase entschieden.

„Sie halten Paul Roda für den Erben?“ ließ der Advokat vernehmen.

„Ich bin, wie gesagt, fest überzeugt hiervon!“ antwortete der Kalkulator.

„Das dürfen Sie ja ruhig sein!“ äußerte der Advokat.

„Nein, ruhig darf ich das nicht sein, denn mein Gewissen, mein Gefühl des Rechts, meine Hochachtung für Wahrheit und Recht zwingt mich, diesen Brief dem Staatsprokurator auszuhändigen und zugleich die Folgerungen daran zu knüpfen, die sich mir als Schriftkundigem aufgedrängt haben. Dadurch werde ich Ihr Gegner, Herr Wallroden, denn Sie werden darauf hin von Ihren Ansprüchen nicht weichen.“

„Das bin ich allerdings nicht willens!“ gab Helmer kurz zurück.

„Ich muß auf Seiten jenes Paul Roda stehen und kann also in Ihrem Interesse nicht mehr wirken.“

„So sicher ist das Ihre Ueberzeugung?“ fragte, immer düsterer vor sich hinstehend, Helmer. „Haben Sie mit jenem Paul Roda sich schon in Verbindung gesetzt in dieser Angelegenheit?“ erkundigte sich der Advokat.

„Nein, meine Stellung in Ihrer Kanzlei verbietet mir das. Ich werde dies jedoch sofort jetzt thun und deshalb bitte ich, den vorher ausgesprochenen Wunsch mir zu gewähren.“

„Haben Sie den Brief hier?“ fragte der Advokat.

„Nein, ich halte mich auch nicht für berechtigt, Ihnen als Partei das Dokument zu geben,“ ließ Herr Hase verlauten.

Helmer warf einen zornigen Blick auf seinen Bureauvorsteher.

„So wenig trauen Sie mir?“ stieß er hervor.

„Sie sind leidenschaftlich Partei,“ wich Herr Hase aus.

„Ich scheide mit schwerem Herzen, ich muß aber diesen Schritt thun, falls Sie Ihr Recht auch auf der Basis eines Prozesses festhalten wollen,“ fügte der Kalkulator hinzu.

„Ja, ich werde das Beweisverfahren an mich kommen lassen,“ sprach Helmer Wallroden.

„Und dieser Brief wird der Beginn einer Klage,“ ließ der Kalkulator traurig vernehmen.

„Die Sie einbringen wollen?“ warf Helmer fragend ein.

„Nein, der Erbe,“ erwiderte Herr Hase, „aber ich kann Ihre Schritte dagegen nicht unterstützen und bin so in Konflikt mit meinen Pflichten hier, und das macht mir die Stellung unerträglich, unmöglich. Würden Sie keinen Vergleich eingehen?“ ließ der Kalkulator einfließen.

„Das hieße ja irgend eine Verechtigung jenes Mannes anerkennen! Das verbietet mir mein Standpunkt und dieser ist das Recht gegen unbewiesene Ansprüche.“

„Mein Standpunkt ist hier auf einem höheren Recht, das unser Herz spricht; da gehen eben unsere Ansichten auseinander, und da ich den Brief gefunden, also vom Schicksal in die Sache hineingezogen bin, fühle ich mich gedrungen, diese Forderungen meines Gewissens zu unterstützen,“ brachte Herr Hase vor.

„So beharren Sie auf Ihrem Entschluß?“ warf Helmer, starr auf den Boden blickend, ein.

„Ich kann nicht anders, ich muß,“ erwiderte Herr Hase leise.

„So leben Sie wohl!“ sprach der Advokat, ziemlich heftig aufstehend. „Ich hoffe, daß wir bald wieder zusammen kommen,“ fügte er, düster dem Kalkulator ins Auge blickend, hinzu.

„Ich hoffe das auch, denn ich kann mir nicht denken, daß Sie der Stimme, die ja in Ihrem Innern sprechen muß, nicht Gehör geben werden.“

Nach diesen Worten verließ Herr Hase langsamen Schrittes und gesenkten Hauptes das Bureau seines Prinzipals.

Helmer sah dem Scheidenden mit einem düstern Blicke nach; es war ihm doch etwas unheimlich zu Mut. Weshalb wendete sich alles von ihm, seine nächsten Bekannten und besten Freunde? Zwischen ihm und Ernestine hatte sich eine stets sich verbäuernde Wolke geschoben, die lustige, das Leben so sonnig und heiter nehmende Rosa hatte seinetwegen geweint und war mit Warnungen und Ermahnungen

von ihm geschieden, und jetzt verließ ihn sein alter, getreuer Hase, dessen Seele wie Gold war und dessen Verstand klar und gesund; „aber sie alle stecken nicht in meiner Haut,“ sagte er sich, „sie haben kein Vermögen von einer Viertel-million Thaler zu verlieren und man mutet ihnen nicht zu, vor jemand zu weichen, der noch gar nicht bewiesen hat, daß er derjenige ist, der Ansprüche erheben kann. Was gilt das Fühlen, Vermuten, Glauben und daraus Folgern? Das sind Gemütsbewegungen und daran wird kein Mensch ein großes Vermögen hängen, und ich bin der letzte, der das thut, weil ich weiß, was Geld, viel Geld für eine Macht ist, vor dem Kaiser und Könige im Innern ihrer Seele sich beugen. Ich werde es halten, so lange ich es vermag, und von dergleichen weichen Empfindungen mich nicht anfechten lassen, und sollte die ganze Stadt über mich herfallen. Wenn ich ein Millionär bin, kriechen sie doch vor mir, und wenn ich nichts habe, verachten sie mich in ihrem Innern, trotz ihres Geschreis von Hochachtung und allgemeiner Achtung und dem Ruf eines braven Mannes und dergleichen schönen Phrasen; Hase entbehre ich ungern, sein Verlust schmerzt mich mehr als Zehntausende. Wo bekomme ich jemand, der ihn nur zur Hälfte ersetzt, dem ich das Vertrauen schenken kann —“ und der Advokat erhob sich unruhig und begab sich in sein Bureau.

(Fortsetzung folgt.)

Wie sterben die Tiere?

Ein Beitrag zur Tierseelenkunde

VON

Ernst Jæger.

(Nachdruck verboten.)

Der Uebergang vom Leben zum Tode, der bekanntlich entweder plötzlich erfolgen kann, wie etwa durch Blitzschlag, Schlagfluß, Vergiftung, Erschießen, Ersticken, Erdroffeln und so weiter oder bei weitem häufiger allmählich und „natürlich“ eintritt mit vorhergehendem „Todeskampf“ (Agonie) — der als „Todessehnsucht“ bezeichnet wird, wenn er still und geräuschlos vor sich geht — ist in den meisten Fällen ein durchaus schmerzloser und, wie die jüngsten gelehrten Forschungen sowohl als zahlreiche Zeugnisse von Menschen, die aus dem Scheintode wieder erwachten, von Sterbenden ferner, welche über ihren Zustand noch Rechenschaft geben konnten, von Ertrinkenden, Erstickenen oder solchen endlich, die im Begriffe standen, durch Erhängen zu sterben, bekräftigen, sogar mit einem körperlichen Wohlgefühl verbunden, ähnlich dem, das dem Einschlafen vorhergeht oder wie es während des Opiumrausches empfunden wird.

Am wenigsten ist das Köheln Sterbender, diese schreckhafte Vorbothschaft des Todes, ein Ausdruck von Todesqualen, wie vielfach irrtümlicherweise geglaubt wird, sondern nur eine Folge der bei eintretender Herzlähmung vor sich gehenden Anfüllung der Lungenbläschen mit wässriger Flüssigkeit, jener zahllosen Bläschen oder Luftecken, in welche die feinsten Zweige der baumförmigen Ausbreitung der Luftröhrenäste (Bronchien), aus denen die Lunge besteht, wie in zarteste Ausfüllungen endigen, derselben Bläschen, deren Reizwert feinsten Blutgefäße die Aufnahme des lebenspendenden Sauerstoffes der Luft ins Blut und die Ausscheidung der schädlichen Kohlenäure aus demselben vermitteln.

Wie nun die Ausscheidung dieses giftigen Gases eine der wichtigsten Lebensbedingungen ist, so hat man in jüngerer Zeit die überaus interessante Entdeckung gemacht, daß gerade durch dieses Gift die Schmerzlosigkeit des Todes garantiert wird, insofern das Sterben nichts anderes ist, als ein Aufhören der Ausscheidung und des Umlaufes der durch die Ernährungsthätigkeit des Blutes entstehenden Kohlenäure, ein Festsetzen derselben an die einzelnen innerlichen Körperteile, wodurch die Empfindungsnerven gleichsam betäubt werden, ihre Reizbarkeit verlieren und die Nervenzentren nicht mehr durchlassen, in welchem Zeitpunkt eben der Tod eingetreten ist. Die Kohlenäure wird demnach zum stillwirkenden Gift, das die Nerventhätigkeit — die einzige Bedingung jedes körperlichen Schmerzgefühls — allmählich bis zum vollständigen Erlöschen zerstört und damit Schmerzempfindungen überhaupt unmöglich macht, wofür die Unempfindlichkeit der meisten Sterbenden gegen Reizmittel aller Art der beste Beweis ist.

Körperlich also ist der Tod im allgemeinen durchaus nicht schmerzhaft. Wenn aus diesem Grunde jedoch gewisse Gelehrte, die den Menschen gar zu gern als eine bloße Maschine und den Lebensprozeß als einen rein körperlichen Vorgang betrachten möchten, zum billigen Troste der großen Menge zu schließen sich beeilen, daß dem Menschen der Ausgang aus dem Leben ebensoviele weinvoll ist, wie der Eintritt in dasselbe war, daß die Empfindungen eines Sterbenden überhaupt nichts Schmerzhafes haben, so ist die Rechnung leider ohne den Wirt gemacht und zwar ohne einen oft sehr unangenehm und „gewissenhaft pochenden“ Wirt, der sich in diesem Falle als die Seele des Menschen repräsentiert, welche — wenn das letzte Stündlein schlägt — bekanntlich recht peinlich mit dem Himmel abzurechnen pflegt, gleichviel, ob sie einem hartgesottenen Sünder oder jemandem angehört, der sein Lebtag niemandem ein Haar gekränkt.

Ob die letzten Minuten des an Schmerzen doch nicht eben armen Lebens für den Körper angenehme oder unangenehme sind, dürfte die meisten Menschen sogar ziemlich kalt lassen, selbst wenn der Selbsterhaltungstrieb ein noch ziemlich lebhafter sein sollte, — wenn nur die Todesfurcht nicht wäre, die oft dem Erlöschen der Nerventhätigkeit und damit des Bewußtseins funden- und tagelang vorausgeht, die Todesfurcht der Seele, gegen die selbst die grausigsten Körperschmerzen der letzten Lebensminuten wie ein Nichts verschwinden würden, die Todesfurcht, die sich aufbaut auf dem ungeheuerlichen Gedanken, sich alles nehmen zu lassen, alles zu verlieren, nichts mehr zu haben, zu bedeuten und zu sein weder im Raum noch in der Zeit, und die in der überwältigenden und nie gelösten Frage gipfelt: „Was wird nun werden?“

Auf welchen Standpunkt man sich nun auch dem tierischen Seelenleben, dessen Begründung fast unmöglich ist, gegenüber stellen mag, ob man es billigt oder nicht, demselben einzelne Formen

unserer menschlichen geistigen Thätigkeit, wie Empfindung, Vorstellung, Gedächtnis, Urteilen und so weiter zuzuschreiben, als ob esginge, einen Teil unserer Geistes den Tieren schlichthin beizulegen, ohne damit etwas ganz anderes zu setzen und ohne zu berücksichtigen, daß am Menschen eben alles menschlich, am Tiere alles tierisch ist; — so viel steht unter allen Umständen fest, daß selbst die vollkommensten Tiere die Todesfurcht des Menschen mit allen ihren fassungslosen Räteln nicht kennen und nicht kennen können, weil ihnen das Selbstbewußtsein mangelt, die Fähigkeit, sich selbst zu denken, auf sich selbst zu reflektieren, sich selbst zum Gegenstand der Betrachtung zu machen, weil ihnen mit einem Worte die Vernunft im eigentlichen Sinne fehlt.

Daß die Tiere eine Seele haben, wird niemand leugnen, der weiß, daß sie sich in mancherlei Empfindungen, Vorstellungen und Willensakten äußert, in gewissen Reigungen, ja in Reimen und Ansätzen zu allen menschlichen Affekten, wie Stolz und Eifersucht, Liebe, Haß, Mitleid und so weiter, und sogar in gewissen Gemeinverstellungen zu Tage tritt, wie zum Beispiel jeder Jagdhund sogleich eine Finte wieder erkennt; die Tierseele entwickelt Aufmerksamkeit, Schläue, ja Verstellung, also eine gewisse Kombination, wie es zum Beispiel Vögel gibt, die ihr Trinkgefäß umfließen und nach neuem Wasser schreien, wenn das alte ihnen nicht mehr gut genug ist. Die Hauptseiten des Denkens jedoch, die Sonderung und Verbindung der Teile des durch die Sinne überlieferten Stoffes, Lichtindrücke, Gehörsempfindungen und so fort, die Unterscheidung und Verknüpfung der Eigenschaften eines Dinges gehen der Tierseele ab, wie denn ein Tier niemals mit Bewußtsein zählen und rechnen, buchstabieren und lesen lernen, niemals einen mathematischen Lehrsatz oder ein physikalisches Gesetz begreifen wird. Und weil das Tier nicht selbstbewußt denken kann, und deshalb nichts zu reden hat, fehlt ihm die Sprache, und alle Tiere schreien nur, obgleich die höher entwickelten die Organe zum Sprechen sehr wohl besitzen. Die Sinne der höheren Tiere, durch welche sie Eindrücke der Außenwelt empfangen, sind bekanntlich oftmals schärfer als die unsrigen, namentlich sie nicht in solchem Einklang unter sich stehen, wie bei uns; wie denn der Hund zum Beispiel wohl seinen Herrn, nicht aber dessen Porträt erkennt, weil er sich vornehmlich nur an dessen Geruch hält, oder wie der so kluge Storch nach dem Wanderschatte eines Frosches pikt, den er von einem leiblichen nicht sogleich zu unterscheiden vermag; das Tier besitzt Verstand zum Ueberlegen, Einbildungskraft, Empfindungsvermögen; es macht erfahrungsgemäße Schlussfolgerungen; es träumt und beweist damit, daß seine Seele auch im Schlafe vorhanden ist und wirkt; es erinnert sich an vergangene Dinge. Alle diese Thätigkeiten jedoch verfolgt es im Grunde ohne selbstbewußten Willen und ohne seine durch Triebe und Instinkte geweckten Anschauungen und die inneren Vorgänge seiner Seele zergliedern, gegen einander abwägen und verknüpfen zu können, was eine geistige Selbstbeobachtung — Selbstbewußtsein, Selbstbestimmung und Selbstkenntnis — voraussetzt, wie sie eben nur dem Menschen zu eigen sind, der sich gerade dadurch weit über alle Tiere erhebt.

Weil den Tieren das Selbstbewußtsein, die Fähigkeit der Unterscheidung und Entgegensetzung des Selbstes oder Ichs zur Außenwelt, fehlt, haben sie beiläufig weder ästhetischen noch ethischen Sinn, sie empfinden zum Beispiel weder Elend noch Scham, sie können nicht lachen, weil ihnen die Empfindlichkeit für das Komische verschlossen ist, wie überhaupt kein Tier sich für die höheren Ideen des Schönen, Guten und Wahren im geringsten interessiert.

Selbst das vollkommenste Tier bleibt in Rücksicht auf die Betätigung der Seele immer auf der tiefsten Stufe der menschlichen Kindheit, auf der das Kind, wie jede Mutter weiß, sich nicht als „Ich“, sondern mit seinem Taufnamen nennt, auf der es noch nicht durch Selbstkenntnis, zu der sich ein Tier niemals aufschwingt, zum Selbstbewußtsein gelangt ist. Das Ich bleibt dem Tiere, wie dem Kind, fremd, stets ein anderes, es wird sich seiner nie durch Reflexion bewußt; während es fühlt, denkt es nicht: „ich fühle“, während es denkt, nicht: „ich denke“, sondern es kommt über ein gröberes oder feineres Gefühl seines bloßen Zustandes nicht hinaus, wie etwa das Gefühl des Kindes in der Wiege nur Zustandsgefühl ist, das nur Bequemlichkeiten von Unbequemlichkeiten zu unterscheiden vermag, ohne sie noch selbstbewußt und denkend auf seine Persönlichkeit, auf sein Ich zu beziehen.

Wie nun aber die geistige Begabung verschiedener Tiere, die Art und die Summe ihrer Lebensäußerungen eine sehr verschiedene ist, so wird auch die Antwort auf die Frage, wie sie sterben, in innigem Zusammenhang stehen mit dem körperlich-geistlichen Standpunkt, den sie einnehmen.

Es wird als sicher angenommen, daß die niedersten oder Anfangstiere, die Infusorien und Eingeweidewürmer, von deren Sinnen vielleicht nur ein Allgemeinsinn entwickelt ist, durch den sie instinktiv die nährhaften Bestandteile ihrer Umgebung von den andern unterscheiden, ebenso wie die Pflanzen, die auch aus dem Boden ihre Nahrung und dadurch, daß sie sich der Sonne zu drehen, ihre weiteren Lebensbedingungen zu finden vermögen, ohne jede Spur von Bewußtsein zu besitzen und ohne jede Spur von Selbstbewußtsein, von Schmerz und Todesahnung zu haben. Denn Schmerz setzt weit mehr Selbstgefühl voraus, als sie besitzen, und die Ahnung doch irgend welche Vorstellung der Dinge, die da kommen könnten. Man hat zwar beobachtet, daß diese Anfangstiere, wenn sie zu verrotten drohen, das Rasse lutschen, sicherlich aber nicht, um dem Tode, von dem sie keine Ahnung haben können, zu entgehen, sondern einem unbequemen Zustande abzuhelfen, etwa wie der Mensch im Schlafe, je nachdem er schwitzt oder friert, sich durch Bedecken oder Bloßlegen zu wärmen oder zu kühlen sucht.

So ruhig wie sie leben, sterben auch die Polypen, Quallen, Muscheltiere und selbst noch die Land Schnecken, welche letztere an der Sonne verdorren, ohne daß man wahrgenommen hätte, daß sie dabei irgend welche Empfindung oder gar Schmerzgefühle verrieten. Allen diesen Tieren ist der Tod nichts als ein ahnungsloses Einschlafen ohne alle heftige Anteilnahme; sie verlöschen wie ein Licht, weil ihnen jedes Bewußtsein fehlt und ihr Selbstgefühl noch äußerst gering ist. Ein eigentümliches Sterbensgefühl verrät schon der Tentenvurm, der im Sterben in allerlei Farben zu schillern beginnt, ohne daß man behaupten könnte, daß diese Farbentrübungen besonderen Schmerzgefühlen entsprächen; ebenso wenig wie der Gartenvurm, der sich unter unserm Fuße oder unter Messer krümmt und schon leben zu wollen scheint, viel Empfindung besitzen kann, denn er reproduziert sich bekanntlich an beiden Enden, sobald man ihn zerschneidet oder zerstückelt. Wie der Schmerz der Schnecke, der man den Kopf abschneidet, sehr gering sein muß, denn sonst ersetzte sich derselbe nicht, sie würde an der Wunde, so

kann auch der Grashüpfer nur sehr geringen Schmerz empfinden, wenn man ihm die Eingeweide herausnimmt und viele durch Baumwolle ersetzt, sonst lebte er in diesem Zustande nicht noch oft monatelang. Selbst aber das vollkommenere Insekt verrichtet seine Funktionen in zerschnittenem Zustande und von Nadeln durchstochen wie in unversehrtem. Der Schmerz und selbst der Tod genieren es also nicht besonders, obgleich beobachtet ist, daß das unvollkommenere Insekt stirbt als das vollkommenere, der Engerling, aus dem ein Käfer werden soll, leichter als dieser, der Schmetterling leichter als seine Raupe, während der Tod der Puppe ein durchaus bewußtseinsloses Vertrocknen ist. Offenbar jedoch stehen die Insekten im Sterben höher als die Würmer, die Fische und Reptilien wieder höher als jene, obgleich die Schilfroste zum Beispiel noch ohne Kopf und ohne Herz wochenlang leben kann.

Würmer und Fliegen, selbst Fische und Lurche nehmen den Tod nicht einmal an ihresgleichen wahr; sie krabbeln und rennen und schwimmen über Tote wie über Lebendige her, und teils ist im mindesten bekümmert und nimmt die mindeste Notiz von den Todeszuständen der andern.

Die gewaltigen Bewegungen der auf „unnatürliche“ Weise sterbenden Fische, zum Beispiel des Haies, dessen Tod furchtbar anzusehen ist, scheinen schon einen eigentlichen Todeskampf zu verraten, und doch muß man sich hüten, den Kampf mit dem Schmerze, der hier in der That nur statthaben kann, mit dem Kampf mit dem Tode zu verwechseln, — sich hüten und immer wieder hüten, sterbenden Tieren, wie den Tieren überhaupt, die entsprechenden menschlichen Empfindungen beizulegen.

Eine wirkliche Todesahnung will man allererst an den Vögeln und Säugetieren bemerkt haben, die zum Teil fast „menschlich“ sterben. Es sei dahingestellt, ob der Schwan vor seinem Sterben zu „singen“ ansetzt; gewiß ist, daß Kanarienvögel öfters, unmittelbar bevor sie vom Stab ihres Käfigs stürzen und den Geist aufgeben, abgerissene Töne von sich geben, die jedoch durchaus nicht auf Mangelhaftigkeit oder Schmerz deuten. Die Taube schlägt im Tode das Auge und stirbt sanft. Viele andere Vögel, insbesondere die Dohner, zeigen vor dem Tode eine seltsame Unruhe, als ob der Wandertrieb sich in ihnen rege. Am ehesten müßten die Störche eine Art Vorstellung vom Sterben haben, weil ihnen diejenige des Tiers so geläufig ist, denn in ihren „Kriminalgerichten“ sprechen und vollführen sie bekanntlich grausame Todesurteile über die Schwächlinge und zur Wanderschaft Untauglichen. Der sterbende Bartgeier fliegt vollkommen wie ein Mensch.

Hast alle Vögel nehmen — oft in rührender Weise, wie zum Beispiel die Kanarienvögel — Notiz und Anteil an dem Sterben ihresgleichen, gerade wie die meisten Säugetiere, von denen sehr viele, wie etwa die Katzen und Mäuse, sogar kaum in Fallen zu fangen sind, in welchen eine der ihrigen eine Zeit lang tot gelegen, als ob sie nicht nur den Verwesungsgeruch, sondern in geheimen Furcht vor ähnlichem Schicksal fühlten, wie denn ja gar vieles Schlauchvieh wirklich eine hervorragende Todesahnung hat, wenn es zum Schlachthause geführt wird und Blut und tote Kameraden in ihnen ein Grausen erregen.

Die sterbenden Katzen mögen manchen wohl gar an die Helden der Vorzeit erinnern, die ihr Haupt verhängten, wenn es zum Sterben ging, um jede etwaige ängstliche oder weiche Regung vor fremden Blicken zu verbergen, denn diese unsere so beliebten Hausfreunde liegen stehend die Menschen, wie überhaupt jedes lebende Wesen.

Am schönsten und mit sicherlich nicht minderem Todeskenntnis wie die Kinder im zarten Alter, die vom Tod noch nicht viel wissen, fürchten und ahnen, sterben die edelsten Tiere, insbesondere wenn sie durch den Umgang mit Menschen vorher kultiviert worden sind. Wie ein Pferd stirbt das Pferd, ruhig und ohne zu winseln und zu ächzen, dem Schmerz und gleichsam auch dem Tode trogend; sterbend zuckt es trampfhaft zusammen und haucht stumm seine Seele aus. Mit noch mehr Würde stirbt der Elefant, was zahlreiche Belege, auch von Seiten der Menageriebesitzer und Direktoren zoologischer Gärten, bezeugen. Ein in London wegen vermeintlichen Wahnsinns gelöteter legte sich nach einer Menge empfangener Schußwunden ohne Widerstand ganz ruhig nieder, sterbend die letzten Augenblicke zu empfangen, Blut und Leben aus sich herausströmen lassend. Auch der Löwe, wie die meisten größeren Raubtiere, stirbt ruhig und würdevoll.

Sie alle mögen eine Ahnung vom Sterben als einem Uebergange haben, aber sie kennen die Todesfurcht nicht, weil ihnen dazu jede Vorbedingung fehlt.

Die größten Verschiedenheiten im Sterben zeigen die Hunde; „Dumme sterben dumm, Geheide geheide“, wie ein alterer Forscher sehr treffend bemerkt. Etliche, wie zum Beispiel das Bologneser Hündchen, legen sich sanft nieder und sehen ihrem Ende ruhig entgegen, was man „geheide“ zu nennen leicht geneigt wäre, wenn von einer zu überlebenden Todesfurcht die Rede sein könnte. Der geheideste der Hunde, der Pudel, stirbt gerade wie der Mensch nicht gern allein; sterbend noch kriecht er mit rührenden Blicken, die der nahende Tod trübt, zu seinem Herrn hin und legt ihm zum Abschiede noch zärtlich die Hand.

So verschiedenartig aber selbst die Tiere den nahenden Tod empfinden mögen, sie alle sterben unendlich viel leichter als der Mensch, weil sie eine eigentliche Todesfurcht mit allen ihren gigantischen und unsaglichen Rätselfragen, die hauptsächlich den Abschied vom Leben so bitter erschweren, nicht kennen und kennen können, da ihnen das Selbstbewußtsein und die Selbstkenntnis fehlt.

Wit Unrecht aber hielt der Philosoph Cartesius die Tiere für bloße Maschinen, nur damit sie uns nicht gelegentlich einmal beschämen sollten, wie denn schon Rosarius meinte, daß die Tiere ihren Verstand öfters besser gebrauchten als die Menschen. Herder nennt die Tiere die ergeborenen Brüder der Menschen und ein neuerer Schriftsteller schaute sich nicht, sogar zu behaupten, daß nur, wenn das Tier unsterblich sei, es auch der Mensch sei.

Nicht zu verkennen bleibt schließlich, daß auch die Tiere wie im Leben so im Sterben ihr eigenes Schicksal haben, das von ihrem Verhältnis zur Natur, zu ihren Umgebungen, zu den Menschen, und wenn es zu den höher organisierten und selbstständigeren gehört, auch mit von ihm selbst abhängt.

Denkspruch.

Der Jörn schafft sogleich ein Blendwerk, welches in einer monströsen Vergrößerung und Verzerrung seines Anlasses besteht.

Adile.

Eine indische Novelle

von

Dr. Klingner in Batavia.

(Schluß.)

So verlief ein ganzes Jahr.

Der Generalgouverneur gab eine große, zahlreich aus den höchsten gesellschaftlichen Klassen besuchte Soirée. Kapitän Stauffenegg war auch eingeladen und traf unvermutet van Kampen, den er seit seiner Zurückkunft aus Celebes noch nicht gesehen hatte. Letzterer begrüßte den Freund auf möglichst herzliche Weise und nach kurzem Gespräch fragte er ihn, wie er sich in seiner Häuslichkeit zu Hause fühle. Stauffenegg war offen genug, um zu gestehen, daß er das dauernde Glück, welches er gehofft, nicht gefunden habe.

Lange schaute ihn van Kampen stillschweigend an, dann sprach er, langsam mit dem Kopfe nickend:

„Habe ich es Ihnen nicht gesagt? Ein malaiisches Mädchen ist keine Frau für Ihre deutsch-poetische Schwärmerie. Sie hätten sich mit der ganzen Sache nicht einlassen sollen, und es gehört ein festerer, härterer Charakter dazu, um sich aus dieser Situation wieder zu befreien. Ein großes Glück ist es, daß Sie keine Kinder haben; denn in diesem Falle müßten Sie das Joch, welches Sie sich selbst aufgelegt haben, Ihr ganzes Leben lang tragen. Aber in jeder Hinsicht ist es immerhin noch unangenehm genug. Wegenden können Sie die schöne Ehehälfte nicht, wenn auch gerichtlich kein Hindernis dagegen besteht; aber Adile wird sich rächen, und thut sie es nicht, so um so mehr deren Bruder. Sie wären keine Minute Ihres Lebens sicher. Wollen Sie sich von der Last befreien, dann müssen Sie es so anlegen, daß Ihre Frau verlangt, von Ihnen wegzukommen, und da Sie jedenfalls dieselbe möglichst verwöhnt haben werden durch die Behandlung à la Européenne, so müssen Sie von jetzt an à la Malaie in Ihrem Hause, das heißt als Herr und Gebieter, verfahren Sie, Herr und Gebieter, auftreten, und dazu werden Sie — nicht den Mut besitzen.“

Nach dieser langen Rede, welche fast sein gelbes Gesicht etwas gerötet hatte, roch er stärker als je an seinem duftenden Taschentuch und wollte eben weiterfahren in Ratsschlägen, als eine allgemeine Bewegung entstand und man sich zu dem Souper begab. Stauffenegg, der ziemlich niedergeschlagen war von den Aussichten, welche ihm sein Freund vormalte, war froh, bei Tische zwischen zwei Damen gekommen zu sein, von welchen eine seine Aufmerksamkeit in hohem Grade erregte. Es war eine Frau von ungefähr dreißig Jahren; ihre glänzende, hochelegante Toilette umspannte knapp die vollen graziosen Formen, welche hiedurch noch mehr ins Auge fielen, das seine, mehr pikante als tadellos schöne Gesicht, in welchem sich alle Empfindungen, die durch die heitere, geistreiche Konversation nach gerufen wurden, lebhaft ausdrückten, war durch das indische Klima noch unangestastet geblieben; ein Mund, der reizend im Lächeln, dunkle, etwas schmachthafte Augen, umrahmt von jenem leichten, süßen Hauche, der Männer verrückt machen kann, schweres aschblondes Haar, das nach englischer Sitte schlicht geschneitelt, den kleinen Kopf umrahmend, in einen Knoten geschlungen war, dies war seine Nachbarin, welche ihn im Nu in eine Plauderei gezogen hatte. Der junge Kapitän war glücklich, nach langer Zeit wieder mit einer geistreichen europäischen Frau sich unterhalten zu können, um so mehr, als diese Dame ohne jede Ziererei, fast fast die Konversation leitete.

Sie schien Stauffenegg bereits zu kennen, denn sie sprach von seinem Ruhme, den er sich auf Celebes erworben, ließ auf seinen Sieg ihr Sektglas an seinem erklingen, scherzte über seine Liebe zu einer indischen Schönheit und bedauerte, daß diese auch wahrscheinlich die Schuld trüge, wenn ihr Vetter ihn noch nicht bei ihr eingeführt hätte. Dieser konnte sich absolut nicht erinnern, einen Vetter der Dame zu kennen, und da diese rasch ein anderes Thema anschlug, konnte er auch den Namen dieses unglücklichen Verwandten, welcher seinen chevaleresken Pflichten so schlecht nachkam, nicht erfahren. Aber als — viel zu schnell für ihn — die Tafel aufgehoben wurde, war er von seiner reizenden Nachbarin so bezaubert, daß er, sobald es ihm möglich war, zu seinem Freunde van Kampen stürzte und ihn um den Namen der Dame fragte.

„Kennen Sie dieselbe noch nicht?“ fragte der Holländer leise lächelnd. „Es ist die Cousine von mir mit den fünf Tonnen, an welche ich Sie damals verheiraten wollte, Mevrouw van der Meer!“

Stauffenegg war wie vom Blitze getroffen. Das war die Wittve, die fünfmalhunderttausend Gulden besaß, deren Hand ihm van Kampen verschaffen wollte und welche er Adile halber ausgeschlagen hatte. Der ganze Saal schien sich um ihn zu drehen. Das Gefühl, einen tief zu bereuenden Schritt gethan zu haben, als er die junge Malaiin zur Frau genommen, kam jetzt überwältigend auf ihn eingestürzt. Er war ein Narr gewesen. Wie oft hatte er die Männer beneidet, welche mit ihren Frauen in Gesellschaften erschienen, während er stets allein war und zu Hause niemand hatte, der ihm dies wieder vergessen machte. Jetzt fühlte er erst die Unsinntigkeit seiner That; das Gehirn brannte ihn, ein tiefer Schmerz krampfte ihm die Brust



1. Vapen, zwei Männer und eine Frau. — 2. Vappe, einen Abhang hinunter gleitend. — 3. Schneeschuhaktion. — 4. Abenteuer mit einem Bären. — 5. Norwegischer Soldat auf Schneeschuhen. — 6. Hoch dem König! — 7. Ein Tag im Walde.

Schneeschuhläufer in Norwegen. Zeichnung von Marjan Eibekking. (S. 187.)



Wilde Blumen. Zeichnung von E. J. Walker. (S. 187.)

zusammen, und eben wollte er sich entfernen, um sich vor seinem Freunde keine Blöße zu geben, als Mevrouw van der Meer an Kampen herantrat.

„Weißt Du, Cousin,“ sprach sie, „daß ich die Villa von de Leeno gekauft habe und in kurzer Zeit fast Deine Nachbarin sein werde? Es thut mir nur leid, daß meine nächsten Nachbarn nicht gerade zu den angenehmsten zählen, denn ich wohne zwischen einem nervösen, mit dem Podagra behafteten Franzosen und einem Malaien — Tjakra-Api — Du kennst ihn vielleicht, und mit dergleichen Menschen kann man nicht verkehren. Ich hoffe, Cousin,“ schloß sie schallhaft lächelnd, „daß Du mir den Besuch von Buitenzorg jetzt nachträglich abstattest, und wenn Du Deinen Freund den Kapitän mitbringst, soll es mich sehr freuen.“ Sie, Kapitän,“ wandte sie sich an diesen, „werden es nicht übel deuten, wenn eine Dame einen Herrn zum Besuche einladet. Sie sind lange genug in Indien, um zu wissen, welchen Wert es hat, eine verständige Konversation führen zu können. Man verschmachtet den Tag über fast vor Hitze, und kommt dann noch die Langerweile dazu, dann ist es beinahe zum Sterben.“

Als Stauffenegg nach Hause ging, gab ihm diese Begegnung Stoff genug zum Nachdenken und die Folge war, daß er in seiner Wohnung noch mißmutiger ankam als sonst. Alles was Adile sprach, um seine Aufmerksamkeit zu erregen, kam ihm geistlos, unbedeutend, dumm vor. Alles, alles war ihm zuwider und er begriff, daß der Besitz einer schönen, geistreichen Frau mit einem großen Vermögen seinen ganzen militärischen Ruhm aufwiegen würde. Warum hatte er van Kampen nicht gefolgt!

Lehterer aber holte, kaum zu Hause angekommen, aus der großen Vase dort auf dem Tischchen ein etwas vergilbtes Taschentuch heraus, welches eigentümlich an einer Ecke zu einem Knoten zusammengezogen war, betrachtete es einen Moment und warf es dann, fast zögernd, wieder zurück an seinen früheren Platz. Beinahe hätte er auch spöttisch gelacht, doch das paßte nicht zu den zusammengezogenen Augenbrauen.

„Hi!“
Zwei Tage nach der Soirée empfing der unglückliche Kapitän von seinem Freunde eine Einladung, ihn zu seiner Cousine van der Meer zu begleiten. Bei dieser Gelegenheit sah er die Dame in ihrem eigenen, reich ausgestatteten Heim; er durfte dicht an ihrer Seite sitzen und sich ganz dem Zauber, der von diesem schönen Weib ausging, hingeben; er sah, daß die schönen, bestridenden Augen warm ausleuchteten, wenn sie zu ihm sprach — er war glücklicher und unglücklicher als je. Von jetzt an kam er fast täglich in die Villa und der Verkehr wurde immer freundschaftlicher. Die junge Witwe behandelte ihn als den Freund des Hauses, sie war so fröhlich und vertraulich, als wären sie gute Schulkameraden, nur blieb sie kühl, wenn er zärtlich werden wollte, denn sie wollte das Herz ihres Mannes ganz und ungeteilt besitzen.

Monate waren vergangen, da trat eines Abends Tjakra-Api in die Wohnung seiner Schwester. Er war seit einem halben Jahre nicht mehr bei ihr gewesen, denn Stauffenegg war ihm einst in einer unangenehmen Laune kühl und unböflich entgegengeworfen. Adile flog ihm entgegen und küßte ihm nach Landessitte die Hand. Der Blick des Malaien war düster. Seine Schwester bat ihn, sich zu setzen und einige Erfrischungen anzunehmen.

„Ich bin nicht gekommen, zu essen und zu trinken,“ sagte er, den Sitzplatz ablehnend, „ich bin gekommen, über Deine beleidigte Ehre zu sprechen. Dein Mann behandelt Dich schlecht.“

„Er ist mein Herr,“ lautete nach kurzem Zaudern Adiles Antwort.

„Er liebt Dich nicht mehr und verwarhelt Dich auf jede nur erdenkliche Art.“

„Er ist nicht mehr so als früher, aber er ist der Herr.“

„Er ist Dir untreu.“

„Das ist nicht wahr!“ rief die junge Frau flammenden Blickes.

„Man sagt, daß er eine blanke Witwe heiraten will, die fünf Tonnen Rupien besitzt,“ versetzte gleichmütig der Malai.

„Es ist nicht wahr,“ widersprach Adile noch heftiger.

„Er besucht sie; sie wohnt neben mir; ich sehe ihn täglich kommen.“

Adile sah ihrem Bruder forschend in das Gesicht und sagte dann nach kurzem Schweigen in schmerzlichem Tone:

„Die europäischen Frauen müssen sehr liebenswert sein und die Kunst verstehen, die Männer zu fesseln. Ich verstehe von diesen schönen Dingen nichts.“

„Nicht um der Gesellschaft halber geht Dein Mann zu ihr; er liebt sie,“ sprach der Malai mit bestimmtem Tone.

„Ich bitte Dich, Bruder, sprich nicht übereilt oder aus Haß ein Wort aus, dessen Gewicht Du kennst,“ bat Adile mit außerordentlichem Ernste jetzt, und der Ton der Liebe und des Schmerzes war verschwunden.

„Ich sage nichts, was ich nicht weiß,“ lautete die kühle Antwort. „Auch bin ich nicht der einzige, der davon spricht.“

„Bei einer Sache, wo es sich um Glück und Leben handelt, muß ein Mann wie Tjakra-Api nicht auf das Geschwätz der Leute hören.“

„Ich rede nicht anderen Menschen nach. Ich kann beweisen, was ich sage.“

„So gib mir denn Beweise,“ brach es aus Adile hervor, „ich verlange sie von Dir.“

Tjakra-Api schwieg einen Augenblick, er schien mit sich

selbst im Streite und war unklar in seinem Beschlusse. Seine Schwester schüttelte den Kopf und sagte ruhig und mit einer gewissen Würde:

„Es steht dem Sohne unseres Vaters schlecht an, einen Mann, den er haßt, ohne Beweise anzuklagen.“

Immer noch schwieg ihr Bruder, beide standen sich stumm gegenüber; endlich sprach er:

„Liebst Du Deinen Mann noch?“

„Nicht mehr, wenn er untreu ist,“ lautete die feste Antwort.

„Und wenn er will, gehst Du auf eine Scheidung ein?“

„Scheiden? Er muß sterben!“ rief Adile flammenden Blickes.

„Verstehe mich wohl, Bruder,“ setzte sie nach kurzer Pause mit bebenden Lippen hinzu, „nicht den Leuten glaube ich; sie können lügen. Auch Dir — verzeih’ es mir — kann ich nicht vertrauen; Du haßt ihn und kannst Dich täuschen. Ich vertraue nur meinen eigenen Augen und mir selbst. Verschaffe mir Beweise!“

„Nimm Deinen Mantel und komm mit.“

„Bruder, ist es wahr? Sprich! Beträgt er mich?“

„Geh“ mit.“

Adile trat hastig in ein Nebenzimmer und kam mit einem dunklen Mantel zurück. Sie wollte ihn eben umwerfen, als er ihren Händen entglitt und ein Strom von Tränen aus ihren Augen hervorbrach. Ihr ganzer Körper erbebt vor Schmerz.

Der Malai schien gerührt; er ging, ohne ein Wort zu sprechen, mit gesenktem Haupte in den Gemach auf und nieder und schien ernstlich nachzudenken. Endlich sagte er seine Schwester bei der Hand und sagte:

„Du kennst unsere Gesetze und Sitten in Betreff der Ehre. Die Tochter von Tjakra-Negoro kann die Frau eines Weißen werden, aber sich verstoßen oder zur njei erniedrigen lassen, das darf sie nicht. Hängt Dein Herz so sehr an diesem Manne, dann will ich es nicht brechen durch die Rache, die ich für Dich und mich nehmen sollte; ich will mit ihm sprechen, und meine Worte sollen so scharf sein als die Bedeutung meines Namens, sie sollen in sein Herz eindringen.“

„Nein!“ rief Adile, indem sie sich aufrichtete und das Kleidungsstück um sich hüllte. „Ist er untreu, bin ich beschimpft, dann werde ich mich rächen, wie es Gesetz und Sitte unseres Landes vorschreibt! Komm, führe mich.“

Beide gingen. Ein leichter Wagen wartete vor der Thüre und brachte sie nach der Wohnung des Malaien. Hier angekommen, warf dieser eine dunkle Kabai um und ging mit seiner Schwester den „großen Weg“ weiter.

Wenige hundert Schritte oberhalb befand sich ein schönes Landhaus, das mitten in einem sorgfältig gepflegten Garten lag, durch den ein schmaler Kiesweg führte.

Der Abend war hereingebrochen; aus einem Gartenpavillon schimmerte Licht durch die Dunkelheit.

Als die zwei Geschwister an einer Pforte angekommen waren, welche sich versteckt in Bambusgesträuch, dicht an dem Pavillon befand, ließ der Malai den leisen Pfiff der japanischen Fledermaus ertönen, worauf sogleich die Thüre geöffnet wurde. Ein junger eingeborener Diener trat heraus.

„Ist er noch hier?“ fragte Tjakra-Api hastig.

„Ja, Herr, im Pavillon.“

Tjakra-Api ergriff seine Schwester bei der Hand und beide folgten dem Diener nach dem kleinen Gebäude. Da dasselbe von Bambus gebaut und nach indischer Sitte die Fenster ohne Glas, nur mit Gaze überspannt waren, konnte man alles sehen und hören, was darin vorging.

Adile biß sich auf die Lippen, um sich nicht durch einen Laut zu verraten, als sie ihren Gatten neben Mevrouw van der Meer sitzen sah, seinen Arm um ihre Taille geschlungen.

„Morgen willst Du ihr sagen, daß Du beschloffen hast, Dich von ihr zu trennen?“ fragte die schöne Frau, welche in ihrem häuslichen Negligé entzückend ausah, mit zärtlichem Tone.

„Ja, Lieb, morgen spreche ich mit ihr,“ antwortete von Stauffenegg, „ich bin überzeugt, die Scheidung wird nicht viel Mühe verursachen; mein Verhalten hat ihr in letzterer Zeit gezeigt, daß ich mich sehne, frei zu werden.“

„Doch sei ja klug und vorsichtig,“ bat die Dame mit besorgter Stimme; „Du kennst die Malaien immer noch zu wenig und traust ihnen zu viel Gutes zu.“

„Danke, Geliebte, für Deine Fürsorge; wie ich Dir gesagt habe, entferne ich mich noch denselben Tag, um nach Sumatra zu gehen, wo ich auf meine Bitten vom Gouvernment in einer Mission hingesendet werde. Du begibst Dich, bis ich wieder zurückkomme, zu Deinem Bruder.“

Niemand kann sich darüber verwundern. Wenn ich nach einigen Monaten zurückkehre, ist alles vergessen. Ueberdies gestatte ich ihr, überall zu sagen, daß die Scheidung auf ihren Wunsch erfolgt sei. Nach wenigen Monaten und Du bist mein Weib, bist mein Glück fürs ganze Leben! Ahnst Du die Seligkeit, die mit Dir bei mir einzieht? Ich fürchte fast, die Götter werden mich beneiden.“

Bei diesen Worten zog er die Geliebte an seine Brust und küßte ihr zärtlich Mund und Augen, indes das schöne Weib überglücklich zu ihm aufsaß.

Während Stauffenegg sprach, durchlief ein Frösteln den Körper Adiles, welche mit weitgeöffneten Augen in das Gemach starrte, ihre Hand umspannte bebend die ihres Bruders und ihre Zähne klapperten sichtbar aufeinander. Jetzt aber, da sie die Liebesbezeugungen des Mannes sah,

die einer andern galt, zog sie ihren Bruder fort und flüsterte leuchtend:

„Laß uns gehen, es ist genug!“

Im Galopp fuhr der kleine Wagen nach Westervreden zurück. Als Adile in das Zimmer eingetreten war, wollte ihr Bruder darüber sprechen, was jetzt zu beginnen sei; aber seine Schwester fiel ihm in die Rede.

„Kein Wort, Bruder,“ sagte sie, das Zittern ihrer Stimme mit Gewalt unterdrückend. „Ich habe ihn grenzenlos geliebt, so lang er mich liebte; als seine Liebe erloschen war, that ich meine Pflicht als seine Frau; jetzt aber hat er mich davon selbst entleibt und die Tochter von Tjakra-Negoro weiß, was der Eid und die Gesetze der Ehre ihr vorschreiben. Bevor der Tag anbricht, komme ich zu Dir. Mache alles zu einer schnellen Flucht bereit.“

Tjakra-Api entfernte sich. Adile nahm aus einem Schranke Zucker und Orangen und machte die gewöhnliche Limonade zurecht, welche ihr Gatte vor dem Einschlafen zu trinken pflegte.

„Bringe das in das Schlafzimmer,“ sagte sie zu dem Diener. „Nein,“ sprach sie nach einigem Besinnen, „lasse sie hier noch stehen.“

Stillschweigend ging sie dann eine Weile in dem matt erleuchteten Zimmer auf und ab. Endlich hörte man Hufschläge und kurz darnach trat Stauffenegg herein.

„Du bist noch auf?“ fragte er verdrießlich. „Ich dachte, Du solltest längst im Bette sein, denn Du mußt früh aufstehen. Ich habe Ordre empfangen, morgen in aller Frühe mit dem Transportschiff „Adber“ nach Sumatra zu gehen.“

„Nun gut,“ erwiderte ihm Adile, ihn scharf ansehend, „dann werde ich jetzt noch unser Gepäck fertig machen.“

„Unser Gepäck? Du kannst nicht mit.“

„Und doch bin ich mit Dir nach Celebes gegangen. Ich war bei Dir, als die Lanze des Macassar nur noch eine Spanne von Deinem Kopfe entfernt war.“

Stauffenegg war einen Moment verwirrt, er antwortete rauh:

„Diesmal ist es unmöglich. Mein Auftrag verlangt eine schnelle Reise und Du wärest mir hinderlich. Du kannst inzwischen zu Deinem Bruder gehen.“

„Keinen Tritt thue ich aus diesem Hause, so lange ich Deine Frau bin,“ lautete die ruhige Antwort.

„Was, Du widersehest Dich meinen Befehlen?“ fragte der immer heftiger werdende Stauffenegg.

„Wo bist Du heute abend gewesen?“

„Was geht das Dich an? Muß ich Dich etwa fragen, wohin ich gehen darf?“

„Wo warst Du? Bei der blanken Witwe, die Du täglich besuchst!“

„Zum Teufel, ja; ich war da und werde dort sein, so oft es mir beliebt. Das ginge noch ab, daß Du mich mit Eiferluchtszenen plagtest oder mich bespionirst. Hab’ ich Dich verhindert, Deinen Bruder zu besuchen, obschon ich überzeugt bin, daß er Dich gegen mich aufbezt? Geh zu ihm, so lange Du willst, und wenn Du gar nicht mehr zurückkommst, bin ich sehr zufrieden.“

Adile sah ihren Gatten, je heftiger dieser wurde, desto kühler an.

„Wirst Du mir erlauben, mit Dir nach Sumatra zu gehen?“ fragte sie in ruhigem, bestimmtem Tone, als er ausgetobt hatte.

„Nein,“ schrie er, aufs neue in Wut gerathend, „tausendmal nein! Du gehst zu Deinem Bruder!“

Adile blieb ruhig stehen und fragte mit dumpfer Stimme: „Willst Du mir Dein Ehrenwort geben, nie mehr zu der blanken Frau zu gehen?“

„Du bist verrückt,“ entgegnete Stauffenegg, vor Zorn lachend, „ich werde thun, was mir befaßt, und morgen wirst Du meinen Entschluß hören. Geh in Dein Zimmer; ich will schlafen.“

Gelassen zog die Frau an einer Glocke.

„Der Herr will zu Bette gehen. Licht her und bringe seine Limonade,“ befahl sie so ruhig, als wäre nicht das Geringste vorgefallen. Stauffenegg ging in sein Schlafkabinet. Als nach wenigen Minuten der Diener zurückkehrte, fragte sie: „Ist der Herr zu Bette? Hat er seine Limonade getrunken?“

Auf die bejahende Antwort des Dieners befahl sie immer gleich ernst:

„Schließe das Haus, bring mir den Schlüssel und leg Dich dann schlafen.“

Der Diener brachte nach kurzer Zeit den Schlüssel zurück und entfernte sich dann. Adile schloß die Thüre, welche nach ihres Gatten Schlafzimmer führte; dann ging sie an einen Schrank und nahm einen Pack Frauenkleider heraus. Dies alles geschah ohne jedes Zeichen von Unruhe, nur schien sie wie und da einigemal aufzuhorchen.

Es war gegen zwei Uhr nachts.

Jetzt nahm sie den Hausschlüssel und die Kleider, löschte die Lampe aus und verließ das Haus.

Drei Tage später las man im Courant von Batavia:

„Den 24. ds. fand man den Kapitän des X. Bataillons, von Stauffenegg, des Morgens tot in seinem Bette. Man vermutet, daß er vergiftet wurde. Da die bei ihm wohnende malaiische Frau Adile, nebst ihrem Bruder, dem Grundbesitzer Tjakra-Api, sich die vorhergehende Nacht plötzlich geschnitten haben, ist Grund vorhanden, diese als die Thäter anzunehmen.“

Nach einem Gerüchte hatten sich die beiden nach Su-

matra geküchelt, zu einem der noch nicht unterjochten Stämme, wo sie sicher waren.

Als Merroum von der Meer, welche die Unglücksnachricht schon am folgenden Tag empfangen hatte, bei ihrem Cousin vorfuhr und wortlos und bitterlich weinend auf einen Stuhl sank, trat dieser, als er durch sie den Tod seines Freundes erfuhr, stillschweigend auf das kleine Tischchen dort zu, zog aus der darauffestenden Base ein stark vergilbtes Taschentuch und löste einen Knoten, der in eine Ecke desselben geknüpft war. Dann blickte er auf seine Cousine und rief mehr aus Gewohnheit:

„Li!“
„Apa tuwan?“ (Was, Herr?)
„Tida?“ (Nichts.)

Das Schneeschuhlaufen in Norwegen.

(Bild S. 184.)

Wenn der Winter über jenes nordische Land seine kimmernde, unabsehbare Schneedecke gebreitet, so ist der Bewohner der hochgelegenen, einsamen Gegenden desselben, oder der Jägermann, der dort dem Bären, dem Wolf oder dem Luchs nachstellt, auf das Tragen von Schneeschuhen angewiesen; was der Bewohner von Christiania oder anderen kleineren, im südlicheren Teile des Landes gelegenen Städten als belächelt, Geist und Körper kräftigenden Sport nur betreibt, ihnen wird es zu täglich zu überlebender Notwendigkeit.

Diese Schneeschuhe sind aus zähem, oft einem Nichtenholze gefertigt, etwa einen Meter lang, dreieinhalb bis vier Zoll breit und ungefähr einen halben Zoll dick. In der Mitte derselben befindet sich hartes, eingestelltes Riemenwerk, in das der Fuß eingeschnitten wird, ihm den nötigen sicheren Halt zu geben. Ein weiterer Ausstattungsgegenstand zur Fahrt ist der lange, aus gleichem Holz gefertigte Stab, wie ihn auf Skizze 1 unseres großen Bildes die beiden Lappen und deren weibliche Gefährtin in der Hand tragen. Diese fleingebauten, abgehärteten Menschen entwickeln in dieser Art sich fortzubewegen eine ganz außerordentliche Geschwindigkeit, sie gleiten die größten Abhänge mit rasender Schnelligkeit und doch vollkommenster Sicherheit hinunter, indem sie den Stab dabei heitwärts ziehen. Skizze 2 zeigt uns eine solche Niederfahrt. Diese Fertigkeit will allerdings erst gelernt sein und bringt in ihren ersten Lehrstadien all die kleinen tragischen Unfälle mit sich, wie sie sich auf unseren heimischen Eisplätzen ereignen, andererseits wohl auch all das heimliche Liebesgötterchen und die willkommenen Gelegenheiten zu ritterlichem Minnedienste, der sicher auch der in Skizze 3 dargestellte Lektion nicht ferne ist. Anders ist es, wenn aus dem Spiele bitterer Ernst wird, aus dem freudigen Wettlauf die wilde Jagd ums Leben. Skizze 4 führt uns eine solche vor, der — es mag nicht immer so gut ablaufen — durch den wohlgezielten Stoß des Jagdgefährten ein glückliches Ende bereitet wird. Selbst das norwegische Militär wird zur Winterszeit im Gebrauch der Schneeschuhe eingeübt und ganz wie zu sonstigen Exerzitien durch seine Offiziere komplementenweise dazu geführt. Die Nützlichkeit dieser Einrichtung hatte sich im letzten Kriege, den Norwegen mit Schweden vor der skandinavischen Union geführt, glänzend bewährt, pfeilschnell flogen die beschneehuhten Norweger die schneeigen Abhänge hinunter.

In Christiania findet alljährlich ein großes, aus den entferntesten Landesteilen belichtetes Preiswettrennen statt. In Skizze 6 sehen wir einen kräftigen Burshen aus den Telemarken die schneefestende Bahn saugend heruntergleiten, er schwingt nach guter nordischer Sitte die Mütze, dem hohen Protektor des Festes, dem König, ein freudiges Hoch zu bringen. Mit einer Schneelandschaft aus den Niederungen schließt Skizze 7 unser Bild ab. Das Fortbewegen in der Ebene geht weniger rasch vor sich, da hier der Gänger genötigt ist, einen Fuß nach dem andern vorzuschleichen, ohne daß er denselben vom Schneefelde hebt, ein gewandter Läufer gleitet jedoch immer noch mit erheblicher Eile vorwärts. Auf schneeüberdecktem Baumstamme wird Rast gemacht und bei dampfender Pfeife die Arbeit besprochen, die, mit der Art ausgeführt, wohl all der Kraft der sehnigen Arme des wetterharten Nordländers bedarf.

Wilde Blumen.

(Bild S. 185.)

Wilde Blumen sind wie Träumeregedanken, die uns zwischen der ersten, regelmäßig geschulten Seelenhätigkeit durch den Kopf schweben; sie sprechen in Massen hervor in reizender Willkürlichkeit und nicht selten dort, wo man sie am wenigsten vermutet, und auch, wo man sie nicht hineinwünscht. So denkt auch wohl die junge Dame, die hier am frühen Vormittag durch das sommerliche Gefilde wandelt und sich wilde Blumen pflückt. In ihrem Kopf und Herzen ficht es wie hier im Hain aus. Es quillt aus überall üppig wildes Rankenwerk, blaue, grüne und rote Blütenpracht empor; Gefühle, Stimmungen, Wünsche, Sehnen, Ahnen, eine Fülle von Regungen, die ihre anerzogene Ruhe des Gemüts und die wohlbeherrschte Phantasiebetätigung stören. Aber es ist ja Sommer nicht nur in der Natur, sondern auch in ihrem Lebensgange, und weshalb soll sie sich da nicht an der reichen Gestaltungskraft ihrer Seele, wie an den Spenden der Mutter Erde erfreuen.

Falschas.

Unter dem Namen „Falschas“, auf deutsch: „Die Vertriebenen“, leben schwarze Israeliten im abessinischen Lande zerstreut und haben ihre eigene Sprache bewahrt. Dieser Sprache bedienen sich auch andere Elemente der abessinischen Bevölkerung, die „Quamanten“, welche in den Büchern Moses ihre Religion finden, aber daneben noch einen heidnischen Götterglauben hegen. Nicht immer waren die schwarzen Juden so zerstreut und einflusslos wie heute; es hat eine Zeit gegeben, da sie die Herrschaft über das altäthiopische Reich in Händen hatten, bis der Islam sie ihnen entriß. Nach Sprache, Kultur und Geschichte wäre das merkwürdige Volk eingehender Forschungen wert, die wohl nicht lange mehr ausbleiben werden.

Seines Glückes Schmied.

Roman

von

Ewald August König.

(Fortsetzung.)

Master Holly betrachtete nun auch den Ring und schüttelte ebenfalls das kahle Haupt.

„Mexikanische Arbeit!“ versetzte er. „Es sind Schriftzeichen aus der Kabbala, ich habe schon früher einmal einen solchen Ring gesehen.“

„Könnte Theodor ihn nicht auf der Reise gekauft haben?“ warf Henry ein.

„Möglich ist das, aber nicht wahrscheinlich,“ fuhr der alte Mann fort, „solche Ringe sind selten, sie werden weder bei uns noch in Deutschland angefertigt.“

„Baron von Feldern hat ihn vielleicht aus Brasilien mitgebracht?“

„Das ist sehr glaubhaft.“

„Dann hat Theodor ihn von ihm erhalten!“

„Das möchte ich bestreiten, einen solchen Ring verschenkt man nicht, denn es knüpft sich immer ein gewisser Aberglaube an ihn. Der Eigentümer betrachtet ihn als ein Amulet, das ihn vor Schaden bewahren und ihm Glück bringen soll.“

„Solche Thorheiten mag man in früherer Zeit geglaubt haben.“

„Mein Freund, man glaubt auch noch heute daran,“ sagte der alte Mann ernst. „Wer diesen Ring rechtmäßig erworben hat und seine Bedeutung kennt, der trennt sich nicht mehr von ihm, mag er auch über den Aberglauben anderer Leute lachen und spotten. Wie gesagt, es ist möglich, daß Theodor den Ring gekauft hat, aber ich glaube es nicht, ebensowohl kann der Baron ihn im Hotel verloren haben, und dann müßte er seinem Eigentümer zurückgegeben werden.“

„Wo aber sollen wir jetzt den Baron finden?“ fragte Flotwell, mit gedankenvoller Miene den Ring betrachtend. „Er kann die Heimreise bereits angetreten haben, jedenfalls würde es uns große Mühe machen, ihn nachzuforschen.“

„So schicken wir den Ring seinem Schwiegervater,“ erwiderte Master Holly; „ich bin mit einem Schiffskapitän befreundet, der nach Brasilien fährt und den Onkel meines Schwiegervaters kennt, er ist sogar schon Gast bei ihm gewesen und wird den kleinen Auftrag gewiß gerne übernehmen. Er ist augenblicklich hier, ich sprach noch vorgestern mit ihm, in den nächsten Tagen reist er ab.“

„Was meinen Sie, Jenny?“ fragte Flotwell unentschlossen.

„Da wir nicht mit Sicherheit wissen, ob der Ring Eigentum Theodors war, so mag der Kapitän ihn mitnehmen,“ sagte sie, „er wird ihn uns ja wieder bringen, wenn der Onkel in Brasilien seine Annahme verweigert. Ihnen, mein lieber, treuer Freund, danke ich aus tiefstem Herzen,“ fuhr sie fort. „Sie haben mir und meinem armen Kinde schon so manchen Dienst geleistet.“

„Neden wir doch davon nicht!“ bat er, die kleine Hand festhaltend, die sie ihm geboten hatte, und die Röte der Verlegenheit übergoß dabei sein treuerherziges Gesicht; „ich erfülle ja nur die Pflichten eines Freundes, und ich bin glücklich, daß Sie mich Ihrer Freundschaft wert halten. Bewahren Sie Ihren Mut und lassen Sie die Hoffnung nicht sinken, dem Sturm und Ungewitter müssen ja immer wieder heitere Tage folgen.“

„Das gebe Gott meines armen Kindes wegen, aber ich glaube nicht daran,“ seufzte sie. „Ich will ja gerne arbeiten, wenn ich nur Arbeit finde.“

„Darüber können wir später beraten.“

„Nein, nein, diese Beratung darf nicht lange hinausgeschoben werden, ich muß mir den Weg vorzeichnen, den ich fortan gehen soll.“

„Was ist da lange zu beraten?“ sagte der alte Mann mit einem schweren Atemzuge. „So lange ich lebe, sollst Du mit Deinem Kinde keine Not leiden.“

„Und ich bin ja auch noch da!“ fügte Henry Flotwell in ermutigendem Tone hinzu.

Jenny schüttelte ablehnend das Haupt, die dunklen Schatten wehmütiger Trauer und ernster Sorge umwölften ihr schönes Antlitz.

„Das kann und darf ich nicht annehmen,“ erwiderte sie.

„Was Du verdienst, lieber Vater, reicht eben hin, Deine Bedürfnisse zu bestreiten, Sorgen würden Dich drücken und Dir keine frohe Stunde mehr gönnen, wenn Du nun auch für uns beide arbeiten solltest. Und Sie, Henry, bieten mir ein Opfer an, dessen Tragweite Sie nicht bedacht haben. Sie müssen alle Ihre Ersparnisse für Ihre Erfindung verwenden, Sie dürfen sich keine Rast und keine Ruhe gönnen und auch keinen Schilling unnütz ausgeben, wenn der verdiente Erfolg Ihre mühsame Arbeit trösten soll!“

„Seien Sie deshalb unbesorgt,“ sagte er mit seinem ruhigen, schönen Lächeln, „ich glaube jetzt einen Gönner gefunden zu haben, der mich mit seinem Kapital unterstützen und mir zum Erfolge verhelfen wird.“

„Ist das Wahrheit oder nur eine Hoffnung?“ fragte Holly erfreut.

„Master James Bellingfild will nach seiner Rückkehr von Homburg mit mir über meine Erfindung reden.“

„So wird er auch im Falle des Gelingens den Löwenanteil für sich beanspruchen,“ sagte Jenny, aber es schimmerte doch eine freudige Teilnahme aus dem Blick, mit dem sie den Freund anschaute. „Sehen Sie sich vor, Henry, lassen Sie sich die Hände nicht zu fest binden, das Kapital strebt immer darnach, das Talent auszubeuten.“

„Und das Talent muß sich das leider gefallen lassen,“ erwiderte Henry. „Ohne Kapital werde ich niemals Erfolg erringen, meine Modelle arbeiten ja nicht, ich muß Maschinen bauen, die große Menge will greifbare Beweise sehen. Uebrigens bin ich schon gerne mit einem bescheidenen Gewinnanteil zufrieden, den Ruhm der Erfindung kann das Kapital mir nicht rauben oder schmälern, und Master Bellingfild ist ein Ehrenmann, daran hat noch niemand gezweifelt.“

„Nein, wenn er sich mit Ihnen associiert, so sind Sie nicht betrogen,“ sagte Holly.

„Also dürfen Sie getrost die Sorge für Ihre Zukunft uns anvertrauen,“ wandte Flotwell sich noch einmal zu der jungen Witwe, „wir werden uns damit keine drückende Last aufbürden.“

„Mir aber wäre es ein drückendes, peinliches Gefühl, wenn ich mir sagen müßte, daß ich Sie für mich und mein Kind arbeiten lasse,“ antwortete Jenny, „ich würde keine frohe Stunde mehr finden. Ich bin geübt und habe viel gelernt, ich kann in Musik und seinen Handarbeiten Unterricht erteilen, ich kann selbst Stickerien anfertigen für die vornehmen Damen.“

„Das wäre ein saures Brot!“

„Um so besser schmeckt es, je mühsamer es verdient ist. Ich werde die Dame meiner Bekanntschaft besuchen, die Bitte, die ich an sie richten will, macht mir keine Schande, und liegt eine Demütigung darin, nun, so demütige ich mich für mein Kind.“

Henry Flotwell hatte mit dem alten Manne einen bedeutungsvollen Blick gewechselt, er fuhr mit dem Taschentuch langsam über seine feuchte Stirne, dann öffnete er das Fenster, um die dumpfe, schwüle Luft hinauszulassen.

„Warten Sie damit noch einige Tage,“ bat er, „es eilt ja so sehr nicht, vielleicht finden wir einen andern Weg, auf dem Ihre Wünsche leichter erfüllt werden können. Warten Sie, bis der Nachlaß Theodors in Ihren Händen ist.“

„Welche Hoffnungen könnte ich darauf bauen?“ unterbrach sie ihn rasch.

„Keine, nach meiner Ansicht, aber es können gleichwohl in dieser Hinterlassenschaft Papiere sich vorfinden, die auf Ihre Zukunft einen bestimmenden Einfluß üben.“

„Und Bolderbing & Söhne?“ fragte Jenny sorgenvoll. „Werden auch sie warten? Muß ich ihnen nicht beweisen, daß ich den ernststen Willen und auch die Fähigkeit besitze, die Schuld allmählich zu tilgen?“

„Das werden Sie niemals können?“

„Ist die Summe so bedeutend? Papa hat sie mir nicht nennen wollen.“

„So forschen Sie auch nicht weiter; ich gehe jetzt zu Bolderbing & Söhne, und ich hoffe zuversichtlich, daß es mir gelingen wird, diese Angelegenheit zu ordnen.“

Jenny hatte sich erhoben, ihr umflorter Blick schweifte durch das Fenster hinaus in weite Ferne, ein banger Seufzer entrang sich ihrer schwer bedrückten Brust.

„Wie rasch und wie furchtbar doch das Schicksal den Menschen heimsuchen kann!“ sagte sie mit bebender Stimme.

Gestern noch sah ich ringsum nur Sonnenschein und Blütenfülle, und heute ist es plötzlich Nacht um mich geworden, tiefe, trostlose Nacht, in der kein Stern mir mehr leuchtet! Nun denn, ich will mich beugen und nicht murren, der liebe Gott weiß ja, was zu unserem Besten dient. Ihnen aber, mein treuer Freund, danke ich noch einmal aus tiefster Seele, was Sie für mich und mein Kind gethan haben, und was Sie noch thun werden, das möge der Himmel Ihnen mit seinem reichsten Segen vergelten.“

Sie drückte dem Freunde die Hand, dann verließ sie, das Taschentuch vor die Augen haltend, mit müden Schritten das Zimmer.

Die beiden Männer blickten ihr lange schweigend nach, auch in den Augen Hollys schimmerten Thränen.

„Wir müssen ihr Zeit lassen, den schweren Schlag zu überwinden,“ brach er endlich das Schweigen, während er den Blick wieder auf seine Zeichnung festete, „er kam zu plötzlich, und der Beamte, der ihr gestern die Nachricht brachte, war leider nicht so rücksichtsvoll, sie darauf vorzubereiten.“

„Sie hätten ihr die Schuld ihres Gatten nicht verraten sollen!“ sagte Flotwell vorwurfsvoll, „nun wird sie den Verdacht nicht wieder los werden, daß er selbst sich das Leben genommen habe!“

„Dieser Verdacht wird ja widerlegt durch das Gutachten des Arztes!“

„In meinen Augen nicht. In einem Spielbade hört man's nicht gerne, daß ein Selbstmord stattgefunden hat, die Spielpächter opfern gerne eine namhafte Summe, wenn sie die That verhüten können, und ist sie dennoch geschehen, nun, dann sucht man sie zu vertuschen. Ich will keinen Flecken auf die Ehre des Arztes werfen, der den Toten besichtigt hat, ich nehme es ihm auch nicht übel, wenn er im Interesse der Stadt und des Hotels nicht streng bei der Wahrheit geblieben ist.“

„Wir können ihm ja nur dafür danken,“ unterbrach der alte Mann ihn achselzuckend, „forschen wir nun auch nicht

weiter nach, den Toten werden wir dadurch nicht wieder erwecken."

"Und wenn ich es könnte, würde ich es nicht thun," sagte Flotwell in entschiedenem Tone; "er war nicht der Mann, eine Frau glücklich zu machen."

"Und doch war Jenny glücklich an seiner Seite!"

"Weil sie ihn noch immer nicht kannte! Es wäre doch einmal ein Tag gekommen, der alle ihre Illusionen zerstört und ihre Lebensfreude vernichtet hätte, der Leichtsinn Theodor's konnte ja kein gutes Ende nehmen, und zudem fehlten ihm Herz und Gemüt, nicht einmal die rührende Liebe seiner schönen Frau konnte Einfluß auf ihn üben."

"Ich weiß es wohl," nickte Holly, "alles wäre anders und besser geworden, wenn Jenny damals Sie diesem Brähler vorgezogen hätte —"

"Das ist vorbei!" fiel Henry mit einer ablehnenden Handbewegung ihm in die Rede, während er seinen Hut vom Tische nahm und mit wehmütiger Miene das Haupt schüttelte. "Wir wissen ja auch nicht, ob ich ihr genügt hätte, und dann wäre sie an meiner Seite schwerlich glücklich geworden. Wir wollen dieses Thema überhaupt nicht mehr berühren, vielmehr darnach streben, das Andenken an den Toten in der Seele Jennys freundlich zu gestalten, er ist ja doch der Vater ihres Kindes."

"Sie sind ein guter, selbstloser Mensch —"

"Ich bitte Sie, sagen Sie mir das nicht immer," fuhr Henry fort, einen scherzenden Ton anschlagend, der etwas gezwungen klang, "ich könnte am Ende stolz auf mich selbst werden, und das würde meinen Charakter verderben. Weshalb sollen wir Menschen einander nicht lieben und glücklich machen? Das Leben ist ja so kurz und so nichtig, nicht wert, gelebt zu werden, und das Beste, was wir hinterlassen können, das ist ein gutes Andenken bei denen, die uns nahe gestanden haben!"

"Wenn alle so denken wollten!"

"Das können wir nicht verlangen, Master Holly! Für die meisten Menschen ist das Leben nur ein Kampf um die Existenz oder ein Streben nach Rang, Ruhm und Reichtum, da muß der Schwache dem Starken weichen und jedes edle Gefühl in der Selbstsucht untergehen. Nehmen wir die Menschen, wie sie sind, wir ändern sie nicht, wenn wir darüber nachdenken, wie sie sein könnten. Ich gehe nun zu Bolderbing & Söhne, es ist ein schwerer Gang —"

"Soll ich Sie begleiten?"

"Nein, wozu? Wenn ich abgewiesen werde, mögen Sie immerhin Ihr Heil versuchen, ich hoffe aber, daß ich meinen Zweck erreiche."

"Bürden Sie sich nicht zu viel auf!" sagte der alte Mann bewegt.

"Nicht mehr, als ich tragen kann," erwiderte Henry in seiner ruhigen Weise, und dem Freunde noch einmal zunicke, verließ er das Zimmer. Es war in der That ein schwerer Gang für ihn, denn er wußte nur zu wohl, daß der scharf rechnende Fabrikant rücksichtslos seine Forderung geltend machte.

Und es war noch sehr fraglich, ob Bolderbing die Bürgschaft eines Mannes annahm, der selbst nichts besaß und von dem Ertrage seiner Arbeit die Schuld tilgen wollte.

Auf der andern Seite bürdete Henry Flotwell sich durch diese Bürgschaft in Wahrheit eine schwere, drückende Last

auf. Er hatte bisher den größten Theil seines Einkommens dazu verwandt, eine neue Maschine zu erfinden, die alle bisherigen in jeder Weise übertreffen sollte.

Er hatte manches Modell bauen und wieder zerstören müssen, mit unermüdlicher Ausdauer war sein Geist Tag und Nacht mit dieser Erfindung beschäftigt gewesen, und nun glaubte er endlich am Ziele angelangt zu sein.

In die Freude über diesen Erfolg fiel das Selbstbekenntnis des entehrten Freundes wie ein vernichtender Blitzstrahl! Er hatte alles liegen lassen müssen, um dem Verdachten nachzusehen und den Versuch zu machen, ihn seiner Gattin und seinem Kinde zu erhalten.

Nun kam er zurück, der Freund war tot, die Ehre des

gebung dem eigenen Glüd entsagen, wenn er dadurch die geliebte Frau vor drückenden Sorgen schützte!

Tief aufathmend blieb er vor dem großen eisernen Thor stehen, hinter dem die hohen, rauchgeschwärzten Gebäude der Maschinenfabrik lagen.

Dunkle Rauchwolken lagen über ihren Dächern und drinnen rasselten, schnarrten und pochten die Räder und Hämmer mit betäubendem Getöse.

Hünengestalten, nur dürrig bekleidet, von Rauch und Ruß geschwärzt, kamen auf dem Fabrikhofe ihm entgegen und eilten an ihm vorbei. Jeder grüßte ihn, jedes Gesicht erhellte sich für einen kurzen Moment bei seinem Anblick.

Er schritt an den großen Maschinenräumen vorbei, hie und da einen Blick hinein werfend und jeden Gruß mit seiner herzlichen Freundlichkeit erwidern, dann trat er in das Gebäude, in dem die Bureauzimmer lagen, und nach einigen Minuten stand er dem Chef des Hauses, einem kleinen, untersehten Herrn mit grauem Haar und borstigem Bart gegenüber, der den unstaten Blick nur eine Sekunde lang auf ihm ruhen ließ und dann die unterbrochene Beschäftigung wieder aufnahm.

"Sie sind von Ihrer Reize zurückgekehrt, Master Flotwell?" fragte er, während er in den Papieren blätterte, die vor ihm lagen. "Wir warten schon auf Sie, wir haben eine Arbeit für Sie zurückgelegt, die sehr eilig ist; wann können Sie damit beginnen?"

"Heute noch," erwiderte Henry.

"Sehr wohl, unser Maschinenmeister wird Ihnen die nötigen Anweisungen geben."

Ein herablassender und zugleich befehlender Handwink verabschiedete ihn; Henry blieb stehen, er sah wohl, daß der alte Herr beschäftigt war, aber seine innere Unruhe gestattete ihm nicht, sich zu entfernen, bevor er den Zweck seines Besuchs zur Sprache gebracht hatte.

"Sie wissen vielleicht noch nicht, Sir, daß Master Wundermann plötzlich gestorben ist?" sagte er.

"Doch, das ist mir bekannt," erwiderte Bolderbing, von seinen Papieren ausbläudend, "es wurde mir gestern mitgeteilt. Er starb in Homburg am Herzschlage, nicht wahr?"

"Ja wohl, Sir!"

"Thut mir leid, er war kein schlechter Reisender für das Haus, obgleich ich schon bessere gehabt habe; seine Stelle wird bald wieder besetzt sein, ich denke mit Schrecken an die Berge von Offerten, die ich erhalten werde."

"Ich komme im Auftrage der tief erschütterten Witwe zu Ihnen, Sir!" sagte Henry mit sichtbarer Verlegenheit.

"Der Frau Wundermann? Was will sie von mir? Ihr Mann ist nicht so lange in meinen Diensten gewesen, daß sie eine Pension von mir verlangen könnte —"

"Nein, das nicht, Sir, Frau Wundermann wünscht nur zu wissen, ob ihr Mann ein Guthaben oder Schulden hier hinterlassen hat."

"Darüber kann mein Buchhalter Ihnen die beste Auskunft geben, wenden Sie sich an ihn, Master Flotwell!"

"Noch einige Worte, Sir, wenn ich darum bitten darf!" sagte Henry, als Bolderbing sich nun wieder seinen Papieren widmen wollte, und seine Stimme klang so flehend, daß der alte Herr betroffen aufschaute. "Sie werden begreifen, wie sehr diese Frage die unglückliche Witwe beunruhigt."



Pont-en-Royand (Frankreich). Zeichnung von P. Skelton. (S. 190.)

Toten noch immer bedroht, nur eine Aufgabe blieb ihm noch, den ehrlichen Namen vor den Augen der Welt zu retten, damit die Schande nicht auch auf das Kind zurückfiel.

Und gelang ihm dies, so mußte er vielleicht seine eigenen Hoffnungen zu Grabe tragen, ihm blieben dann keine Mittel mehr, seine Erfindung weiter zu verfolgen. Ob Master Wellingsfild Wort hielt, ob er überhaupt das rechte Verständnis für diese Erfindung und ihre Tragweite besaß, ob ihm nicht der Mut fehlte, ein namhaftes Kapital dafür zu wagen, das alles war noch fraglich, mit solchen unsicheren Faktoren durfte Henry Flotwell nicht rechnen.

Seine Liebe überragte Alles, er konnte in ruhiger Er-

Blumensprache in Bildern.

Originalzeichnung von Mosée.



Es wäre ja möglich, daß Master Wundermann auf seiner Reise Forderungen der Firma einkassiert hat, über die er vor seinem Tode keine Abrechnung einreichen konnte — „Dann muß das Geld sich ja in seinem Nachlaß befinden!“

„Und wenn dies nun nicht der Fall wäre?“

Der Chef des Hauses Volderbing & Söhne runzelte die Stirne, sein Blick nahm einen harten, strengen Ausdruck an.

„Gehen Sie nicht um die Sache herum wie die Katze um den heißen Brei, Master Flotwell,“ sagte er mit scharfer Betonung. „Master Wundermann hat wohl mit meinem Gelde in Homburg gespielt? War dies die Ursache seines plötzlichen Todes? Rüden Sie mit der Sprache offen heraus, die Wahrheit muß ja doch an den Tag kommen, die Bücher meines Hauses betrügen mich nicht.“

„Ich weiß nicht, ob Ihre Vermutungen begründet sind,“ erwiderte Henry Flotwell mit gepreßter Stimme, „ich will es nicht glauben, und Sie dürfen auch nicht ausgesprochen werden, so lange ihre Wahrheit nicht bewiesen ist. Master Wundermann ist nach dem Gutachten des Arztes eines natürlichen Todes gestorben und sein Nachlaß befindet sich noch nicht in den Händen der Witwe.“

„Dann hat sie ja keine Ursache, sich zu beunruhigen!“ unterbrach Volderbing ihn ungeduldig.

„Einstweilen noch nicht, aber ich finde es natürlich, daß Sie für alle Fälle zu wissen wünscht, was Sie von der Zukunft zu erwarten hat. Würden Sie die Witwe für die Schulden ihres Mannes verantwortlich machen?“

„Seltsame Frage!“ antwortete der alte Herr achselzuckend. „Wenn es sich herausstellen sollte, daß ihr Mann mich betrogen und Gelder, die mir gehören, unterschlagen hat, dann halte ich mich an seinen Nachlaß.“

„Dieser Nachlaß ist gleich Null, der Verkauf des sehr bescheidenen Mobiliars würde kaum die Gerichtskosten decken.“

„Das zu berechnen wäre nicht meine Sache, ich übertrage die Angelegenheit meinem Advokaten, der meine Interessen zu wahren hat.“

„Dagegen läßt sich ja nichts einwenden,“ sagte Henry, ohne auf die wachsende Ungeduld seines Chefs Rücksicht zu nehmen, „aber würden Sie in diesem Falle nicht Rücksicht üben und sich mit der Bürgschaft eines ehrlichen Mannes begnügen?“

„Mit Ihrer Bürgschaft vielleicht?“ fragte Volderbing spöttisch.

„Ja, mit meiner Bürgschaft,“ antwortete Flotwell, ihm mit seinen treuen Augen fest anschauend. „Wenn ich auch augenblicklich nichts besitze, so kann ich doch durch Abzüge an meinem Lohn allmählich die Schuld tilgen, und der Witwe verbleibe das wenige, was sie noch besitzt.“

Der Chef der Firma stützte das graue Haupt auf den Arm und sah ihn scharf an.

„Sie hoffen vielleicht, ein reicher Mann zu werden, weil Sie so leichtfertig die Schuld auf sich nehmen wollen?“ sagte er, und wieder klang ein schneidender Spott aus seiner Stimme. „Man spricht von einer Erfindung, die Sie gemacht haben wollen; ich habe manchen Erfinder gekannt, der in Bedlam endete.“

„Dieses Schicksal fürchte ich für meine Person nicht!“

„Nah, wer sich einmal in eine Idee hinein verrannt hat, der wird niemals zugeben, daß sie falsch sein könne. Sie haben Talent, Master Flotwell, ich schätze Sie hoch als tüchtigen Zeichner, aber eine epochemachende Erfindung traue ich Ihnen nicht zu, dazu gehört doch etwas mehr!“

„Wir sprachen von meiner Bürgschaft,“ erwiderte Flotwell, „mir zu sagen, ob Sie dieselbe annehmen würden.“

„Das kommt auf die Höhe meiner Forderung an, die ich noch nicht kenne. Ich werde meinen Buchhalter beauftragen, mir einen Auszug aus dem Konto Wundermanns vorzulegen, erst dann, wenn dies geschehen ist, kann ich Ihre Frage beantworten.“

Wieder folgte diesen Worten ein befehlender, verabschiedender Wink. Henry Flotwell wagte nicht, die Geduld seines vielbeschäftigten Chefs noch länger auf die Probe zu stellen, er entfernte sich mit gesenktem Haupte.

Draußen in dem halb dunklen Korridor blieb er stehen, die Luft, die hier jahraus jahrein nach Rauch und Maschinendunst duftete, hatte ihm nie zuvor den Atem so beengt, wie heute.

Das war die Antwort nicht, die er gehofft und erwartet hatte! Er kannte die Höhe der unterschlagenen Summe, und aus den Worten Volderbings konnte er nicht den Schluß ziehen, daß seine Bürgschaft angenommen wurde, wenn im Laufe der nächsten Tage die Wahrheit ans Licht kam.

Aber hatte Theodor Wundermann nicht am Ende die Schuld vergrößert, um seinen letzten gewagten Rettungsversuch besser entschuldigen zu können?

Vielleicht war der Buchhalter schon unterrichtet, dann brauchte man nicht auf die Papiere des Verstorbenen zu warten, um sich volle Gewißheit zu verschaffen.

Henry Flotwell war mit dem alten Buchhalter befreundet, er hatte noch vor kurzem einen Enkel desselben gezeichnet und ihm mit dem wohlgetroffenen Porträt eine große Freude bereitet, da durfte er wohl auf eine Gegenseitigkeit rechnen.

Der Buchhalter arbeitete wie der Chef in einem besonderen kleinen Kabinett; er war allein, als Henry eintrat.

„Was führt Sie zu mir?“ fragte er freundlich. „Haben Sie Geld nötig, daß Sie wissen wollen, was Sie noch fordern dürfen?“

„Nicht mein Konto, sondern das Konto Wundermanns“

möchte ich prüfen,“ erwiderte Flotwell mit mühsam erzwungener Ruhe, „der plötzliche Tod ihres Mannes hat die arme Witwe erschreckt, sein Nachlaß ist noch nicht in ihrem Besitz, Sie weiß nichts von seinen finanziellen Verhältnissen, und ich fürchte, daß dieselben nicht so günstig sind, wie es wünschenswert wäre.“

Der Buchhalter hatte bereits ein großes Buch aus dem feuerfesten Schrank genommen, er legte es auf seinen Pult und blätterte darin.

„Das war ein schwerer Schlag für die arme Frau,“ sagte er mitteilend. „Master Wundermann hat ihr wohl kein Vermögen hinterlassen?“

„Nichts, Sir!“

„Oh, das thut mir leid. Wir haben gestern noch eine bedeutende Geldsendung aus Homburg von ihm empfangen.“

„Gestern?“ fragte Henry überrascht.

„Ja wohl, gestern Morgen, er schickte mit dem Gelde eine genaue Liste seiner Inzassos ein, es war gerade so, als habe er seinen Tod geahnt und vorher noch mit dem Hause abrechnen wollen.“

„Aber er ist ja vorgestern schon beerdigt worden!“

„Der Brief ist von demselben Tage datiert, an dem er starb, oder vielmehr in der Nacht nach diesem Tage wird er gestorben sein. So, hier ist sein Konto, Master Flotwell, soll ich es abschließen und den Saldo ziehen?“

„Wenn ich bitten darf!“ erwiderte Henry, den diese unerwartete Nachricht vollständig verwirrte.

Hatte Theodor Wundermann an der Spielbank gewonnen und noch am Abend seinem Hause das Geld eingeschickt?

War es vielleicht die gewaltige freudige Aufregung über diesen Glücksfall gewesen, was ihn getötet hatte?

„Bleiben zwanzig Pfund zu seinen Gunsten und außerdem noch sein Gehalt für den laufenden Monat, der ihm noch nicht gutgeschrieben ist,“ sagte der Buchhalter, indem er die Feder hinlegte.

„Also statt Schulden noch ein Guthaben?“ fragte Henry ungläubig.

„Ueber das die Witwe jederzeit verfügen kann,“ nickte der alte Mann; „es ist immerhin besser als nichts, wenn es auch nicht weit reichen wird.“

Henry Flotwell rieb seine Stirne, sein Blick ruhte auf den Zahlen, die vor seinen Augen sich belebten und einen sinnverwirrenden Tanz begannen.

„Und diese Aufstellung ist vollständig richtig?“ fragte er.

„Wenn Sie daran zweifeln, so zweifeln Sie an meiner Gewissenhaftigkeit.“

„Nein, nein, verzeihen Sie,“ fuhr Henry hastig fort, „so war meine Frage nicht gemeint. Wir fürchteten so sehr, daß Master Wundermann Schulden hinterlassen haben könnte.“

„Bei unsrem Hause nicht, wie Sie sehen, über seine Privatangelegenheiten kann ich Ihnen freilich keine Auskunft geben.“

„Darf ich den Brief sehen, den er zuletzt geschrieben hat?“

Der Buchhalter trat an einen andern Schrank und griff in ein Gefäß hinein, nach kurzem Suchen hatte er den Brief gefunden, den er dem sichtbar erregten Manne überreichte.

Henry Flotwell entfaltete das Schreiben und las es, es war ein nüchterner Geschäftsbrief; Theodor Wundermann berichtete kurz über die Erfolge seiner Reise, zählte die Summen auf, die er für das Haus einkassiert hatte, und sandte eine etwas größere Summe in englischen Banknoten ein.

Es war dieselbe Summe, die er dem Freunde als Betrag seiner Unterschlagung bezeichnet hatte, nun konnte es keinem Zweifel mehr unterliegen, daß die Schuld gedeckt war.

„Ich danke Ihnen,“ sagte er, indem er den Brief zurückgab, „Sie haben mir eine schwere Last von der Seele genommen.“

„Und dennoch scheinen Sie noch immer zu zweifeln,“ scherzte der Buchhalter, „ich lese es in Ihrem ungläubigen Blick. Warten Sie, ich glaube, das Couvert dieses Briefes liegt noch in meinem Papierkorb, ich will es Ihnen mitgeben, dann können Sie auch Mistress Wundermann überzeugen.“

Er holte den Papierkorb aus der Ecke, bald war auch das Couvert gefunden, es trug die großen, festen Schriftzüge des Verstorbenen. Henry nahm es mechanisch, er sprach nochmals seinen Dank aus und entfernte sich.

(Fortsetzung folgt.)

Pont-en-Roqans.

(Bild S. 188.)

Unweit einer Bahnstation der Linie Valence-Grenoble (Südfrankreich) liegt, im Département Isère, ein kleiner, schmaler, von Touristen nur selten besuchter Ort: Pont-en-Roqans, einst der Hauptort des Roqannais, dessen Seigneurs dort auf stolzer, nun in Trümmern liegender Feste hausten und sich, im Geiste jener „guten alten Zeit“, von Raub und Brandstiftung ritterlich nährten.

Das Städtchen, wenn man den etwa 1200 Einwohner zählenden Ort so benennen kann, liegt zu beiden Seiten einer tiefen, jäh aufsteigenden Schlucht, in deren Grunde die Isère rauscht. Unser Bild zeigt uns die pittoreske Rückseite einer der beiden durch Brücken verbundenen Häuserreihen, in denen sich der schon total südliche Charakter des Ortes unverkennbar ausdrückt. In eigenartiger Weise, ist von Stodwerk zu Stodwerk zurück sich

schiebend, bauen sich die hohen Steinhäuser vom Flußbette auf, mit Pfeilern, Stützwänden und Balkonen, bis zu den beinahe flachen Dächern, über welche empor die Wände der in reichem Grün prangenden Schlucht ragen.

Einer der Hauptnahrungswege der Einwohner ist die Fischerei, die in ungewöhnlicher Weise ausgeübt wird. Von den überhängenden Balkonen herab werden die großen Sechsecke bald tief ins Wasser gekent — oft von einer Höhe bis zu 100 Fuß — bald hoch emporgehoben, um zu sehen, ob ein Fang geblüht. Ist letzteres der Fall, so wird das Netz mit seinem sich schwer in den Maschen windenden Inhalt aufgezogen, der nun bald mit weiterer Beute zur Bahn wandert, um die ledernen Gourmands von Paris zu befriedigen.



Aus allen Gebieten.

Winterpflanzen fürs Aquarium.

„Spare zur Zeit, so hast du in der Not!“ Dieses für das Menschenleben nicht dringend genug zu empfehlende, leider meistens aber auch recht schwer zu befolgende Sprichwort dürfte auch für den Aquarienhaushalt seine volle Berechtigung finden. Für die Pflanzenausstattung des Aquariums kommt mit Eintritt des Winters und während der Dauer desselben die bis zum Beginn des milden Frühlings währende Zeit der Not. Der liebgeordneten Gemüthsheit, das Aquarium mit stets frischem und grünem Pflanzenwuchs auszustatten, steht die in eifigen Fesseln schlummernde Natur scheinbar unübersteigliche Schranken entgegen. Scheinbar unübersteiglich, muß ich betonen, denn mit einiger Aufmerksamkeit und Naturkenntnis vermag man recht wohl über die Zeit der Not hinaus zu kommen, ohne sich wesentliche Unkosten aufzuerlegen. Daß die Vallisneria (Vallisneria spiralis), eine der besten und jetzt überall leicht erhältlichen südeuropäischen Wasserpflanzen, auch im Winter ihre frische grüne Belaubung behält, ist ja bekannt. Die sogenannte Wasserpest (Elodea canadensis), die vielverbreitete, aus Kanada stammende Pflanze, grünt und wächst im Winter frohlich weiter, wenn man den im Herbst eingebrachten Vorrat in irgend einem Behälter frostfrei und belichtet aufbewahrt. Dasselbe gilt von dem Hornblatt (Ceratophyllum demersum) et C. submersum. Aus eisfrei bleibenden Quellwassern erhalte ich während des ganzen Winters dort angepflanzte Pflanzen von Wasserfarn (Callitriche autumnalis) und Quellmoos (Fontinalis antipyretica), sowie das schöne dichtblättrige Laichkraut (Potamogeton densa). Das gleiche Ergebnis wird durch Eintragen von Winter vorrat in geeignete Behälter erreicht.

Hiermit ist jedoch die für die Notzeit verfügbare Pflanzenanzahl noch bei weitem nicht erschöpft, sie läßt sich mit einiger Mühe und Aufmerksamkeit noch um viele interessante Gewächse bereichern. Verschiedene Wasserpflanzen, zum Beispiel Taubendblatt (Myriophyllum spicatum) et M. verticillatum, kammlblättriges Laichkraut (Potamogeton pectinatus), Wasserfarn (Utricularia vulgaris), Froschbiß (Hydrocharis morsus ranae) bilden an den Zweigspitzen oder an den Ranken im Späthommer und Herbst Knospen, welche die künftige neue Pflanze in zusammengeklapptem Zustand fertig vorgebildet enthalten und welche nur eingesammelt und unter Wasser aufbewahrt zu werden brauchen, um durch späteres Antreiben im warmen Zimmer einen um Monate beschleunigten Pflanzenwuchs zu erzielen. So wird man junge Gewächse vom Taubendblatt schon im Dezember erziehen können; Wasserfarn brachte ich schon Ende Januar zu schöner Entwicklung, während die Froschbißknospen der Beschleunigung etwas mehr Widerstand entgegenlegen und erst im Februar ihre ersten Blätter bilden. Die im Späthommer und Herbst reisenden harten Samen des zierlichen krausblättrigen Laichkrautes (Potamogeton crispus) kann man durch Antreiben unter Wasser schon im Januar zum Keimen und zur Entwicklung junger Pflänzchen bringen, während aus eigentümlichen, schuppig-holzigen Knospen, die nach der Blütezeit an den Blattochen der genannten Pflanze sich bilden, noch im Herbst sich neue Pflanzen entwickeln, die zum Schmuck des Aquariums während des Winters dienen können. Die im Herbst gesammelten keimlich austretenden Knospen von Wasserlinsen (Stratiotes aloides) beginnen in mäßig warmem Zimmer sehr bald sich zu öffnen und junge Pflanzen zu bilden, welche ohne Schwierigkeit ihre zarten Wurzeln in das Wasser treiben.

Den reizenden schwimmenden Wasserfarn (Salvinia natans) mit leider so kurzer Dauer des Wachstums habe ich im letzten Winter zum erstenmal zu künstlicher Entwicklung gebracht. Ohne besondere Hoffnung auf Erfolg sammelte ich im Herbst die wurzelständigen Sporenkapseln der absterbenden Pflanzen in eine Glasbüchse. Der Inhalt der Kapseln verstreute sich bald im Wasser und schwamm während des ganzen Winters als seiner weißgrauer Staub in demselben, ohne nur irgendwelche Veränderung zu zeigen, so daß ich versucht war, die Sache als ausichtslos aufzugeben und den Inhalt der Büchse wegzuworfen. Anfang März begannen indes bereits zu meiner Freude aus den winzigen Pflänzchen sich die runden grünen Vorkeime zu entwickeln.

B. Geyer.

Rüsse am besten aufzubewahren.

Vor allen Dingen ist erforderlich, daß man die Rüsse, gleichviel, ob Walnüsse, Lampertnüsse, Zellernüsse u. s. w., am Baume oder Strauch vollkommen ausreifen läßt, so daß sie beim Schütteln aus den Schalen und Hüllen fallen. Hat man nun die Rüsse einzeln angesetzt, so nimmt man eine Kiste oder ein Faß, bedeckt den Boden einen Zoll hoch mit ganz trockenem, reinem Sand, legt eine Schicht Rüsse darauf, bedeckt diese mit Sand, legt dann wieder eine Schicht Rüsse und fährt mit diesem Ver-

fahren fort, bis man die gehörige Quantität verpackt hat. Die obere Sandschicht muß zwei Zoll hoch sein, und um die Rüsse gegen die Mäuse zu schützen, legt man einen Deckel auf die Rüsse oder das Faß. Man nimmt nur die schwersten Rüsse und rüttelt das Faß, damit sich der Sand fest anlegt. Nimmt man Rüsse heraus, so müssen die zurückbleibenden Rüsse wieder gehörig mit Sand bedeckt werden.

Der Mittagschlaf unserer Kleinen.

Es ist eine leider weit verbreitete Gewohnheit, die Kinder, welche vor- oder nachmittags schlafen sollen, unausgekleidet ins Bettchen zu legen. Man ist in der Regel zu bequem, um das Kind aus- und anzuziehen, und die Mutter weiß nicht, welches Unrecht sie an ihrem Liebling begeht, wenn sie das Ausziehen unterläßt. Ganz ermattet vom Schweißen wacht das Kleine auf, welches in seinen Kleidern zu Bett gebracht wurde. Anstatt erfrischt und gekräftigt zu sein, ist es schlecht aufgelegt und unmutig, wie es gewöhnlich heißt, verdrießlich, denn es hat nicht ausgeglichen. Sind die Hände und Füße nicht gelöst oder doch gelockert worden, so sind die Brust- und Unterleibsorgane während des Schlafes gepreßt, an ihrer freien Bewegung gehindert und das Atemholen und die Verdauung sind erschwert. Wie anders erwacht das Kind, wenn es nur mit seinem Hemdchen oder Nachtröckchen angethan in seinem Bettchen lag. Wie ruhig und sanft war sein Schlaf, wie regelmäßig sein Atem, wie freundlich lacht es uns entgegen und wie behaglich streckt es die kleinen Glieder. Frisch gewaschen und angezogen, ist es heiter und lebendig bis zum Abend. Uebrigens erfüllen sich die Kinder, die des Tages in ihren Kleidern schlafen, leichter als solche, die jedesmal ausgezogen werden.



Humoristische Blätter

Anekdoten und Witze.

Wie und wann man eine Overture schreiben soll, darüber gibt ein Brief Rossinis Auskunft. „Warten Sie bis zum Abend der ersten Vorstellung,“ gibt er einem jungen Musiker seinen Rat; „nichts begeistert so als die Not, die Anwesenheit eines Absehreibers, der auf die Arbeit wartet, und der Anblick eines Direktors, der sich verzweifelt die Haare ausreißt. In Italien waren zu meiner Zeit alle Direktoren schon mit dreißig Jahren lahmschlappig. Ich schrieb die Overture zum „Othello“ in einem kleinen Zimmer, in dem mich der ungebürdige Direktor mit einem Macaronigericht eingeschlossen hatte und mir drohte, ich werde den Ort nicht lebendig verlassen, ehe ich die letzte Note geschrieben hätte. Ich schrieb die Overture zur „Diebischen Elster“ am Tage der ersten Vorstellung auf dem Boden des Teatro de la Scala, wo der Direktor mich unter der Aufsicht von vier Coulissenschiebern gelassen hatte, welche den Kopisten meine Overture stückweise zusteckten. Lieferte ich keine Musik, sollte ich aus dem Fenster geworfen werden.“

Mißverständnisse!

Alter Herr: Dies ist Ihre Tochter, gnädige Frau? Unmöglich! Sie sehen aus wie Zwillingsschwester.
Mutter (geschmeichelt): Ich versichere Sie, mein Herr, es ist meine Tochter.
Alter Herr: Merkwürdig! Ich hielt das Fräulein in der That für Ihre Schwester, weil sie so — alt aussieht. — Tableau!

Begreiflich.

„Warum maßt Du die Engel immer mit blonden Haaren?“ fragte die Gattin eines Malers.
„Weil Du — brünett bist, liebes Kind!“

Die liebste Rolle.

Ein Schauspieler wurde von einem Direktor gefragt, welche Rolle ihm die liebste sei.
„Die Geldrolle,“ antwortete ohne Zögern der Gefragte.

Auflösung des Rätselsprungs Seite 167:

Ein schöner Stern geht auf in meiner Nacht,
Ein Stern, der lüchelt trotz dem Nebellicht
Und neues Leben mir verspricht —
O, lüge nicht!
Gleichwie das Meer dem Mond entgegenwinkt,
So kuzt meine Seele, froh und wild,
Empor zu deinem holden Licht —
O, lüge nicht!

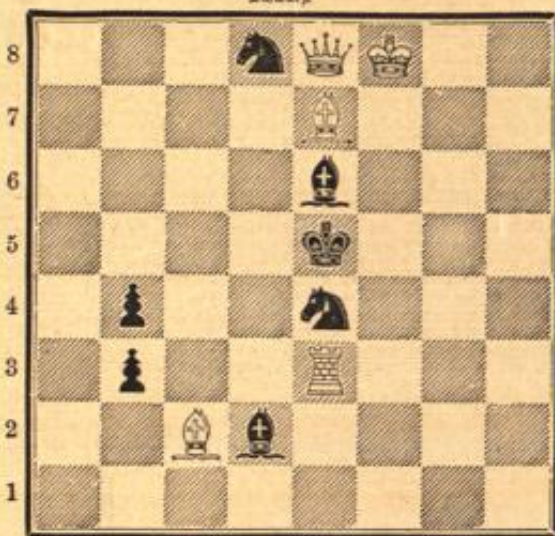
H. Heinz.

Schach.

(Redigiert von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nr. 5.

Von M. A. T.
Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 3 in Nr. 8:

- | | |
|--|--|
| 1) $\text{E. C7} - \text{A7} \dots \dots$ | 1) $\text{R. B5} - \text{C6}$ |
| 2) $\text{A2} - \text{A4} \dots \dots$ | 2) $\text{R. C6} - \text{D6}$ oder $\text{D7} - \text{D6}$ |
| 3) $\text{E. A7} - \text{A6}$ oder $- \text{C7}$ Matt. | |
| | A. |
| 1) $\dots \dots \text{A4} \dots \dots$ | 1) $\text{D7} - \text{D6}$ |
| 2) $\text{A2} - \text{A4} \dots \dots$ | 2) $\text{R. B5} - \text{C6}$ |
| 3) $\text{E. A7} - \text{C7}$ Matt. | |

In der gleichzeitig mit dieser Nummer ausgegebenen Nr. 7 unserer

„Deutschen Romanbibliothek“

Preis in wöchentlichen Nummern nur 2 Mark vierteljährlich, in 14tägigen Heften 35 Pfennig pro Heft, beginnt neu:

Paradi-nisa.

Roman

von
F. v. Bobeltitz.

In das Abonnement auf die „Deutsche Romanbibliothek“ kann noch jederzeit eingetreten werden, und zwar geschieht dies am besten bei derselben Buchhandlung oder Postanstalt, von welcher man die „Illustrierte Welt“ bezieht.

Die bereits erschienenen Nummern oder Hefte des Jahrgangs werden neu eintretenden Abonnenten sämtlich nachgeliefert.

Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt

vormalis Eduard Hallberger.

Kleine Korrespondenz.



Hrn. J. B. in München. Wir sind nicht berechtigt, die Adresse anzugeben, würden jedoch den Brief an die Autorin gelangen lassen.

Frau G. von J. in Darmen. So ohne weiteres können Sie das nicht übersehen. Sie müssen den Autor oder Verleger in Paris erst fragen und wahrscheinlich für die Erlaubnis etwas zahlen.

Abonnement in Magdeburg. Das Liebstes Badpulver wird als praktisch empfohlen. Wir selbst haben noch keine Erfahrungen darüber machen können. Versuchen Sie es, das ist keine große Sache.

Hrn. A. Dimmelmeyer in Kufing und Abonnent in Würzburg. J. H. Schippang, Berlin SW., Prinzenstraße, und G. Wenig, Redakteur, Berlin S.

Abonnent in Mainz. In England wird das Friedrichshaller Bitterwasser sehr geschätzt. Seit der neuen Füllungs-methode ist der Export dorthin ein großer. Wenden Sie sich an die Direktion des Instituts.

Abonnent in W. Wir warnen Sie eindringlich, sich auf die Sache einzulassen.

Hr. Marie Breitshwert in B. Sie erhalten das Gewünschte billig in der Reichlichen Universitätsbibliothek, Leipzig. Es kommt wohlfeiler, zehn Exemplare zu kaufen, als die Rollen abzuschreiben zu lassen.

H. G. 100. Nur nicht so ängstlich, es wird dem Kopf nicht schaden. Frau Rosa S. in Genthin. Versuchen Sie es mit den Unterrichtsbriefen Toussaint-Langenscheidts. Durch jede Buchhandlung zu beziehen. Die Grammatiken von Pöhl sind mehr für Schulgebrauch.

Hrn. J. Vargin in Stockholm. Lesen Sie die „Erzählungen eines Feldherrn“ (Falkarins Berättelser) von Topelius, das wird eine gute Lektüre sein und zudem sind sie ganz national schwedisch.

J. B. 37. So gern wir unseren Lesern gefällig sind, so ist doch eine Frage gleich der Ihren: „Auf welche Weise geschmiedete Eisenangel verginnt werden?“, so ganz technischer Art, daß nur ein Fachblatt sie beantworten kann. Wir bemerken auch, daß sich das Verfahren so in wenig Worten für einen Laien brauchbar angeben läßt.

Hrn. G. Herms in Salzburg. Das wundert uns gar nicht. Es ist durch ärztliche Autoritäten festgestellt, daß Journale, die in Krankenzimmern gelesen wurden, die Träger von Ansteckungshoffen waren. Wenn sich ein Fegefeuersjournal aus dem Zimmer eines Diphtheritis-Kranken (auch wenn nur die Pflegerin es gelesen — wie Sie versichern) in ein anderes Haus gelangt und dort trotz aller Absehtung und Vorsicht die Ansteckung ausbreitet, so kann sehr wohl das infizierte Journal daran schuld sein. Unsere Zeitschrift ist ja so billig, daß selbst der ganz Unbemittelte sie allein halten kann, wozu sich also durch die Ersparnis einiger Pfennige dieser Gefahr aussetzen.

Hr. J. W. in Kassel. Ton und Stimmung hübsch, jedoch der Gedanken-gang nicht klar genug.

Hrn. G. W. in St. Gallen. In Betreff veräußerter Studien-bücher dienen Ihnen zur Nachricht, daß die Bücher mit altem, in Wasser gewaschenem und ausgebräutem Weiß- oder Graubrot abgerieben, wieder wie neu werden. Das Brot darf nicht nah sein.

Richtige Lösungen von Rebus, Rätseln etc. sind uns zugegangen von: Hr. Hermine Olshag, Bodendach; Emilie Guntber, Kassel; Mathilde Reubaus, Bern; Ottilie Wenzelau, Brunn; Emma Meyerheim, Stettin; Anna Tjalka, Paris; Bertha Wille, Berlin; Ottilie Finklerlin, Sorau; Ernestine Wandel, Hannover; Al. Vicle, Bamberg; Eugenie Brekle, Ulm; Nina Gantner, Wien; Hrn. J. Künzle, Laibach; G. Samter, Posen; R. Tziefel, Kopenhagen; W. Trimbach, Adla; G. Hebr, St. Gallen; J. Reinhard, Zürich; G. Weiser, Linz; G. Seiel, Ravensburg; D. Stöcker, Koblenz; J. Braun-sch, New-York; W. Gangwein, Brunn; G. Tauber, Passau; J. Kommer, Amsterdam; D. Heilbauer, Kufing; A. Tächner, Bamberg.

Antworten:

Auf 14. gewaschenes Seidenzeug wieder glänzend zu machen: Etwas Flohölchen wird in einem Quart Wasser gelöst und durchgeseiht, dann in der Flüssigkeit ein Schüssel voll arabisches Gummi-pulver angerieben und zwei Schüssel voll Rindergalle darin aufgelöst. Mit dieser Mischung, die jedoch abgeseiht sein muß, wird die Seide mittels eines weichen Schwämmchens gut angefeuchtet und dann auf weicher Unterlage und mit übergedecktem feinem Tuche durch ein lauwarmes Bügelleisen geglättet.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.

Verantwortlich: Hugo Rosenthal-Bonin.

Inhalts-Übersicht.

Text: Das Haus mit den zwei Eingängen, Roman von H. Rosenthal-Bonin. Fortsetzung. — November, Gedicht von Fr. Kar. Seidl. — Wie werden die Tiere? Ein Beitrag zur Tiergeschichte von Ernst Jägersall. — Dentsch. — Wille, eine indische Revue von W. Jäger in Watavia. — Schluß. — Das Scherzschloß in Norwegen. — Wille Blumen. — Jalousias. — Selnes Glüdes Schicksal. Roman von Ernst August König. Fortsetzung. — Mont-en-Royans. — Aus allen Gebieten. — Humoristische Blätter. — Schach. — Kleine Korrespondenz.

Illustrationen: November, Zeichnung von H. Glacemelli. — Scherzschloß in Norwegen, Zeichnung von Marjan Siverting. — Wille Blumen, Zeichnung von G. J. Walter. — Mont-en-Royans (Frankreich), Zeichnung von H. Striton. — Blumenprache in Bildern, Originalzeichnung von Rosé.

Deutsche Verlags-Anstalt (vorm. Ed. Hallberger) in Stuttgart.

In unserem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Das Meerweibchen.

Novelle

von
Emile Erhard.

Preis gebunden M. 5. —; fein geb. M. 6. —

Von dem beliebten Verfasser der „Gräfin Ruth“, der seither durch weitere treffliche Werke wie „Im Spiegel“, „Die Rose vom Hagen“, „Turf und Partel“ sich noch tiefer und wärmer in die Herzen der deutschen Leserschaft eingenistet hat, ist wieder eine prächtige Novelle erschienen. Durchhaucht von würziger Meerluft, erfüllt von dem nicht minder frischen und kräftigen Pulschlag junger, naiver, wahr und lebhaft empfindender Herzen, ist Emile Erhards „Meerweibchen“ eine moderne Strandschöpfung reizvoller Art. Ihre lieblichen Bilder leben in der Seele des Lesers fort, wenn das Buch längst auf das Repertorium zurückgestellt ist, von dem man es zuzeiten gern wieder herabnehmen wird, um die eine oder andere der anmutig geschilderten Szenen von neuem nachzulesen.

In unserem Verlage ist soeben erschienen die längst erwartete

KABINET-AUSGABE unserer EBERS-GALLERIE.

Nach Gemälden von: L. Alma-Tadema, W. A. Beer, W. Gentz, P. Grot-Johann, Hermann Kaulbach, Ferd. Keller, O. Knille, F. Simm, Laura Tadema, E. Teschendorff, P. Thumann.

20 Kunstblätter in photographischen Reproduktionen von Fr. Bruckmann in München.

Preis der 20 Kunstblätter in feiner Leinwandmappe mit Goldpressung 20 Mark. Preis eines einzelnen Blattes 1 Mark.

Allen Verehrern der Eberschen Muse sei diese Kabinet-Ausgabe angelegentlichst empfohlen. Dieselbe ist als sinniges Festgeschenk, besonders für Damen, vorzüglich geeignet.

Vorrätig in allen Kunst- und Buchhandlungen.

Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger).

Ankündigungen.

Die fünfmal getheilte Monatszeitschrift oder deren Raum 1 Mark.



GRANDS MAGASINS DU

Printemps

NOUVEAUTÉS

MAN VERLANGE

das PRACHTVOLL ILLUSTRIRTE ALBUM, enthaltend 498 neue Modekupfer für die Wintersaison.

Die Zusendung erfolgt gratis und franco auf frankirte Anfrage an

JULES JALUZOT & Co
PARIS.

Mustersendungen ebenfalls franco. Wir bitten dabei um genaue Angabe der gewünschten Stoffe.

Speditionen nach allen Weltgegenden.

Auflage 344.000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.



Die Wochenzeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 — 75 St. jährlich erscheinen:

24 Nummern mit Toilette- und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das jüngerer Kinderalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche u. wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfang.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorgezeichnungen für Weiß- und Buntdruckerei, Namens-Schiffen u. Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postämtern. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W., Potsdamer Str. 35; Wien I, Operngasse 2.



Nürnberg

Eidamer Käse Pfd. 50 Pfg. prima Qualität, runde rote Kugeln, Stück 4 Pfd. schwer, in Postcollis, 2 Käse enthaltend, zollfrei und franco gegen Postnachnahme. Nichtkonvenirende Qualitäten nehmen unter Nachnahme zurück. 597 Hamburg. August Schmielau.

J. BRANDT & G. W. NAWROCKI
besorgen & verwerthen
PATENTE
in allen Ländern
BERLIN W.
78. Friedrichstrasse 78.

AU BON MARCHÉ

AU BON MARCHÉ
Firmenzeichner ist als das größte und beständigste Warenlager und als eine von allen Fremden besuchte Sehenswürdigkeit.Firma
Aristide Boucicaut
Nouveautés
PARIS.Billige und reelle Bedienung ist der beständige Grundzug der Firma
AU BON MARCHÉ.

Das Haus „Au Bon Marché“, welches seine Bauten unaufhörlich erweitert, ohne kaum jemals dem stets steigenden Andrang des geehrten Publikums zu genügen, eröffnete vor kurzem einen ansehnlichen Teil seiner Neubauten, infolge welcher die Grundfläche des Lagers nunmehr 10.000 Quadratmeter (ein französisches Hektar) übersteigt.

Wir bedauern uns, die geschätzte Damenwelt zu benachrichtigen, daß die Ausgabe unserer illustrierten Preis-Courant für die Winterläufe erschienen ist, und wird derselbe auf Verlangen jedermann portofrei zugelandet werden.

Ebenso verbleiben wir auf Wunsch gratis und portofrei jegliche Proben unserer neuesten Seiden- und Wollen-Modestoffe, Tuchstoffe, bedruckten Stoffe u. s. w., sowie auch die Alben, Zeichnungen und Abbildungen der von unserer Firma geschaffenen neuen Toiletten, fertigen Roben und Kostüme, Mäntel und Ueberwürfe, Damenhüte, Röcke, Unterröcke und Morgenröcke, Anzüge für Knaben und Mädchen; fertige Weißwaren und Leibwäsche, Sonnen- und Regenschirme, Handschuhe, Krawatten, Blumen, Federn, Kinder- und Damenschuhe, Pelzwaren, Articles de Paris u. s. w.

Wir bringen in Erinnerung, daß die Einrichtung unseres Expeditionsbüros in 24 u. 26. und gestattet, alle Bestellungen von 25 Franken aufwärts, mit Ausnahme der Möbel und Zeitgeräthe und einiger in unseren Katalogen speziell bezeichneten Artikel, nach ganz Deutschland portofrei bis zum Bestimmungsort zu liefern. Nur der eigentliche Eingangsschloß ist vom Empfänger zu tragen.

Das Haus Au Bon Marché hat für den Verkauf keine Filialen, Reisende, Agenten oder sonstigen Vertreter. Vor jedem Angebot behufs Vermittlung wird ernstlich gewarnt. 604

Als
passende Festgeschenke

verdienen auch in diesem Jahre wieder die so beliebten „Scherentafelbücher“ empfohlen zu werden.

Dieselben werden von dem Taschentuchfabrikanten Wilhelm Bertram in Lauban seit vielen Jahren in stets gleicher Güte hergestellt und direkt ohne Zwischenhandel an das kaufende Publikum versendet.

Selbst der kleinste Auftrag wird mit peinlicher Sorgfalt ausgeführt, und da nur gegen Cassa oder Nachnahme verkauft wird, so kommen dem Käufer alle diejenigen Vorteile zu gute, die man beim Verkauf in direktem Bezug vom Fabrikanten erwarten kann.

In meinem Musterbuch findet jedermann etwas Passendes, denn es enthält gegen 100 Sorten von weißen, buntfarbigen und bunten Taschentüchern in allen Größen und Feinheitssorten. Dasselbe wird auf Wunsch gratis und franko an jedermann versendet durch

Wilhelm Bertram
Lauban i/Schl.

519

Bad Thalkirchen bei München.

Wasserheil- und diätetische Anstalt. — Winterkuren für Nerven-, Unterleibs- u. sexuelle Krankheiten. — Morphiumentwöhnungskuren (allmählich). Ausführliche Prospekte gratis und franko durch Dr. V. Stammler, Besitzer und Arzt.

569

Hauptstollenquelle in Baden-Baden.

Kochsalztherme mit höchstem Gehalt an Natrium nach Geh. Rat Dr. Bunsens neuester Analyse, besonders wirksam gegen Gicht, rheumatische Beschwerden und daraus entstehende Krankheiten.

Verfand durch die Groß. Trinkhallenverwaltung in Baden-Baden.

Niederlagen werden in allen größeren Städten errichtet. 279



Da uns vielseitig bekannt geworden, daß Schuhe und Stiefel geringerer Qualität häufig als unter Fabrikat verkauft werden, sehen wir uns zu der Erklärung veranlaßt, daß alle unsere Fabrikate mit der Schutzmarke auf der Sohle tragen.

Otto Herz & Co.,

Frankfurt a. M. Erste und älteste deutsche Schuhfabrik mit Maschinen- und Dampftrieb.

Silvana.

Siehe Neue Musik-Zeitung IV. Quartal. Preis bei der nächsten Postanstalt, Buch- oder Musikalienhandlung nur 80 Pfg.



Nach Chesterfields berühmten Briefen an seinen Sohn. Von Dr. K. Munding. Brosch. M. 3. 60. Eleg. geb. M. 5. — Geschenkbuch ersten Ranges. Verlagsbuchhandlung Levy & Müller, Stuttgart.

Stottern!!
hört schnell und sicher die Anstalt von Robert Ernst, Berlin W., Potsdamerstrasse 37. Prospekt gratis u. franko. Honorar nach Heilung.

Egal prämiert mit ersten Preisen

Violinen

sowie alle sonstigen Streich-Instrumente, Stumme Violine z. Studiren (Patent), Zithern in allen Formen, Gitarren und Blas-Instrumente, Schulen z. allen Instr. Reparatur-Atelier. Billige Preise. Empf. v. Wilhelm, Saratow u. v. a. Ausf. Prospekt, werden gratis fco. zugesandt. 448 Gebrüder Wolff, Instr.-Fbr. Krenzach.

Echte Granaten u. Corallen
in echter Fassung.
Pracht-Katalog gratis u. fco.
Bijouterie-Fabrik
Max Grünbaum, Berlin W.Schönstes Brautgeschenk!
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Das Buch der Ehe. Ein Blumen-
strauch vom Felde der Lebensweisheit für
den Mann des Hauses, Gemüths- und
herausgegeben von Theodor Winkler.
89. fein geb. mit Goldschnitt. Preis 4 M.
J. Heubergers Verlag in Bern.Friedrichshaller
Bitterquelle, in Folgeverbesserter Fassung
jetzt viel reicher an mineralisch. Bestandtheilen, noch
wirksamer und deshalb billiger
als bisher. Altbewährtes Heilmittel bei: Verstopfung,
Trägheit der Verdauung, Verschleimung, Hämorrhoiden,
Magenkatarrh, Frauenkrankheiten, trüber
Gemüthsstimmung, Leberleiden, Fettsucht, Gicht, Blutwallerungen etc.
Friedrichshall bei Hildburghausen. Brunnendirektion.Kornbranntwein
Harzer Jagdler, feinst. Qual. 2 M.
Alten Kloster-Brennerei, sehr fein 1 1/2 M.
Alten Kloster-Brennerei, sehr fein 1 M.
Harz-Kreuzer-Korn, passio parvum 1 1/4 M.
Fein Kornbrennerei-Gemisch, 1 1/4 M.
A. Klein, feinst. Kornbrennerei, 1 1/4 M.
Kornbrennerei od. Kornbrennerei, 201Die Klosterbrennerei
in Kloster Wallefried
bei Nordhausen a/Harz.
Vollkorn-Röste = 2 Hl. od. Röste. 4 Hl.Den besten
Schutz gegen Aus-
gleiten auf Eis-
- und Schnee-
-flächen.
Louis Benner,
Crimmitschau i. S.Schmuck
aus echten böhm.
Granaten
Preiscurante mit 250 Abbildungen in
natürlicher Grösse gratis und franco.
August Goldschmidt & Sohn
Zeltnergasse Nr. 15.
in Prag.Etabliert Julius Gertig, 1843.
etabliert Ferdinand Gertig, 1883.
Fonds- und Lotterie-Geschäfte,
Hamburg.
Referent die Börse seit 1843.
Devise: „Und wiederum hat man bei
Gertig Glück!“ — Prospekte an Kunden
gratis und franko. Gewinnzahlung in
bar, nicht in Losen! — Börsen-
spekulation ausgeschlossen. Gewinn-
Resultate von 1884 kolossal!
Correspondent: Englisch, Französisch,
Dänisch, Schwedisch. 346Crème Simon.
In einer Nacht beseitigt alle Wässer,
Flechten, Puppenröthe, ist unerlässlich
gegen aufgeworfene Haut, rothe
Hände, Gesichtsröthe und macht die
Haut blendend weiß, trägt und por-
zellänisiert sie. Dieses unvergleichliche Pro-
duct wird von den berühmtesten Ärzten
in Paris empfohlen und von der ele-
gantesten Damenwelt allgemein angewandt.
Erfinder J. Simon, 36, r. Provence, Paris
Depot in den Apotheken u. Parfümerien.Nürnberg
Spielwaren-Magazin
Jean Münch
Nürnberg

Jedes Werk nur 75 Pfennig.

Nachstehende interessante Romane, Novellen u.
Lektüre mit im
neuen, tadellosen Exemplaren
statt zu den dabei bemerzten Ladenpreisen
für nur 75 Pfennig.Am Hofe von Rom. Histor. Roman. 3 Bde. (6.—)
Arnold, Novellen. (4.—)
Möbius, Kulturgeschichte. Studien. (4.50)
Goldschmidt, „Edy Dely“. 2 Bde. (8.70)
Christian der Fierle von Dänemark. 3 Bde.
(9.—)
Durango, N., Bianca della Rocca. (4.50)
Goldschmidt, Novellen. (3.—)
Schick auf im Fürstenthum. 2 Bde. (9.—)
Hansen, Tüchtige Helden. (4.50)
Sawthorne, William. 3 Bde. (6.—)
Heinrich, Der Kitharopag. 3 Bde. (12.—)
Jean Charles, Realisten und Idealisten. 5 Bde.
(10.—)Kennedy, Barnorth. 2 Bde. (7.50)
Roberts, Alles um ein Nichts. 3 Bde. (6.—)
Lobedan, Die Bienenfreunde. 2 Bde. (9.—)
Kos, Erzählungen und Bilder. (4.—)
Goldschmidt, Novellen. 3 Bde. (8.—)
Fischkowski, Christen. 3 Bde. (12.—)
Kling, John Milton und seine Zeit. 4 Bde. (4.—)
Kloster, Italienische Dichter- und Künstlerprofile.
(3.—)St. John, Percy B., Die Erbsinnen. 5 Bde. (10.—)
Schubert, Wanderer dieser und jenseit des
Meeres. (4.50)
Schubert, Und sie bewegt sich doch! 2 Bde. (6.—)
Schubert, Erinnerungen aus meinem Leben.
(3.—)Straß, Aus dem deutschen Frauenleben. 2 Bde.
(9.—)Vincenz, In Blut und Eis. 2 Bde. (6.—)
Wagner, Wenn jemand eine Reise thut. (4.—)
Wernitz, Olympia. (2.—)Wied, Sarah, Roman. 2 Bde. (9.—)
Zichen, Geschichten u. Bilder aus dem weiten
Weltleben. 2 Bde. (7.50)10 Werke zusammengekauft für
M. 6.50 Bfg.
Aufträge von 30 M. an expediren wir bei
Einsendung des Betrags portofrei innerhalb
Deutschland, Oesterreich und der Schweiz.
Preislisten aller Bücher nehmen wir in
Zahlung. — Berlin C, Brüderstr. 11.Nicolaische Buchhandlung
(Verlag & Reimarstr.)

Unmusikalisch

Preisgekrönte Novelle von
Alex. Baron v. Roberts.Siehe Neue Musik-Zeitung
IV. Quartal. Preis bei der
nächsten Postanstalt, Buch-
oder Musikalienhandlung nur

80 Pfg.

Erste Berliner Fauber-
Apparate-
und Bildhauer-Apparate-Fabrik
von
R. Musie.
Berlin, Postgasse 13,
empfehlen seine Fabrikate f. Künstler,
Dilettanten u. Kinder stets das Beste.
Spezial-Kataloge geg. 25 P. franko
zugeliefert. 470

Kardinäle,

prachtvoll i. Gefieder & Stüd, Männchen, guter
Sänger, 9 M.; Tigerfinken, reizende Sänger,
a Paar 3. —; weiße Wäule a Paar 1. —;
Goldfische 10 Stüd 2. —. Versand unter Ga-
rantie lebender Ankunft. Welt-Berlangshandlung
lebender Tiere
H. Kums,
Barmbrunn i. Schl.Die Damen-
Higien-Binden, ärztlich empfohlen und nicht
zu verwechseln mit den früher bekannten,
gleichem Zwecke dienenden primitiven Auf-
lagen, sind den Damen zu regelmäßigen
Seiten unentbehrlich. 425
H. H. H. & Co., Gürtel dazu 75 P.
E. Immenkamp, Chemnitz. Seiden.
Fabrik mediz. Verbandartikel.100 VISIT-KARTEN
in 12 eleganten Gratulations-Karten
franco für 10.20 BRIEF-MARKEN von
J. ROSENTHAL DRUCKEREI-NÜRNBERGPATENT-
Besorgung und Verwertung.
J. Brandt, Zivil-Ingenieur,
Berlin SW., Anhaltstrasse 6.Gelfarbendruckbilder-Verlag
Paul Bayer, Dresden-Blasewitz 320.
verleiht seine reichhaltigen Kataloge über Bilder
u. Rahmen gratis u. franko. 399Von A
Pflanzen, Felsen, Zimmerfün-
ken, Bienenzuchtgeräten ver-
sendet illustrierte Preisliste gratis
M. Siebeneck, Mannheim.Finnen, Wimmerln
im Gesicht, wer mit diesem Schönheitsfehler
behaftet ist und will davon befreit sein, der
werde sich an mich. 489
Königsb. i. Thür. J. Kottmann, Apoth.Trunksucht
heile ich durch mein vorzügliches Mittel und
liedere auf Verlangen umsonst gerichtlich ge-
prüfte und eichlich erdachte Seignalle. 502
Reinhold Mehlhoff, Fabrikant in Dresden 10.